

BERLIN, JULI 1934 · I. JAHRGANG 5. FOLGE

PREIS 10 RPF.

DER SCHULUNGSBRIEF



REICHSSCHULUNGSAMT DER NSDAP.
UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT

Bezug der Schulungsbriefe

Alle Angehörigen der NSDAP., der DAF. sowie der angeschlossenen Organisationen können den monatlich erscheinenden Schulungsbrief zum Preise von 10 Reichspfennigen pro Stück auf dem Dienstwege beziehen. Bestellungen nimmt die zuständige Dienststelle entgegen und leitet sie an ihr Gauschulungsamt weiter.

„Der Schulungsbrief", Versandabteilung
gez. Schild



BERLIN, JULI 1934 · I. JAHRG. 5. FOLGE

DER SCHULUNGSBRIEF

REICHSSCHULUNGSAMT DER NSDAP. UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT

Aus dem Inhalt:

Geschichtliche Gedenktage

2. 7. 1933	Der Stahlhelm wird dem Befehl der Obersten SA.-Führung unterstellt.
3. 7. 1676	Der alte Dessauer geboren.
4. 7. 1926	Zweiter Reichsparteitag der NSDAP. in Weimar.
1933	Auflösung der Bayrischen Volkspartei.
5. 7. 1933	Auflösung des Zentrums.
6. 7. 1887	Walter Flex geboren.
8. 7. 1838	Graf Zeppelin geboren.
1933	Einbau der NSDAP. in den preußischen Staat. Gauleiter, SA.- und SS.-Führer werden preußische Staatsräte.
12. 7. 1806	Errichtung des Rheinbundes durch Napoleon I.
1920	Ost- und Westpreußen entscheidet sich bei der Volksabstimmung mit großer Mehrheit für Deutschland.
14. 7. 1867	Bismarck wird der Kanzler des Norddeutschen Bundes.
1886	Ministerpräsident Manfred von Killinger geboren.
1895	Reichsminister R. Walther Darré geboren.
1933	Das Ende des Parteienstaates reichsgesetzlich verankert. Parteienbildung gilt als Hochverrat.
16. 7. 1890	Gottfried Keller gestorben.
17. 7. 1842	Der österreichische völkische Vorkämpfer von Schönerer geboren.
19. 7. 1819	Gottfried Keller geboren.
1870	Kriegserklärung Frankreichs an Preußen.
21. 7. 1897	SA.-Obergruppenführer Heines geboren.
23. 7. 1933	Admiral von Schröder gestorben.
24. 7. 1884	Reichsstatthalter Pg. Sprenger geboren.
25. 7. 1933	Große Polizeiaktion gegen Staatsfeinde im ganzen Reich.
	Ostpreußen meldet 30 Kreise von Arbeitslosen frei.
26. 7. 1933	Gesetz zur Verhütung des erbkranken Nachwuchses.
27. 7. 1933	Die Weltwirtschaftskonferenz geht an ihrer Systemlosigkeit zugrunde und wird vorläufig abgeschlossen.
30. 7. 1898	Bismarck gestorben.
31. 7. 1843	Peter Rosegger geboren.
1. 8. 1914	Beginn des Weltkrieges.
1929	(1. bis 4. August) Vierter Reichsparteitag der NSDAP. in Nürnberg.



GEBOREN ALS DEUTSCHER, GELEBT ALS KÄMPFER, GEFALLEN ALS HELD, AUFERSTANDEN ALS VOLK.

JULI

RUDOLF VON HENKE, Hindenburg OS. 1. 7. 1924 / HANS STEINBERG, Berlin 1. 7. 1932 / AUGUST SIEVERT, Braunschweig 2. 7. 1931 / WALTER BLÜMEL, Leipzig 2. 7. 1931 / FRIEDRICH KARPINSKI, Essen-Stoppenberg 2. 7. 1932 / HANS HANDWERK, Frankfurt a. M. 5. 7. 1932 / WALTER UFER, Eving-Dortmund 5. 7. 1932 / KARL FIEDLER, Crossen a. d. O. 7. 7. 1931 / LUDWIG DECKER, Lauenförde a. d. Weser 10. 7. 1932 / HERBERT STANETZKI, Breslau 10. 7. 1932 / GEORG KONJETZKE, Stannowitz 10. 7. 1932 / HEINRICH GRASMEHER, Steeden 11. 7. 1932 / KURT KRETH, Domäne Neuhof i. Pom. 12. 7. 1932 / GÜNTHER ROSS, Berlin-Hohenschönhausen 12. 7. 1932 / ERWIN KERN, Saaleck 17. 7. 1922 / HERMANN FISCHER, Saaleck 17. 7. 1922 / BRUNO REINHARDT, Greifswald 17. 7. 1932 / HELENE WINKLER, Ehefrau, Hamburg 17. 7. 1932 / ULRICH MASSOW, Greifswald 17. 7. 1932 / HERBERT SCHUHMACHER, Greifswald 17. 7. 1932 / HEINRICH KOCH, Altona a. d. Elbe 17. 7. 1932 / FRITZ SCHRÖDER, Berlin 17. 7. 1932 / HANS KERSTEN, Uenze i. Brandenburg 18. 7. 1931 / HERBERT HÄRTEL, Rauske 18. 7. 1932 / PETER BÜDIG, Altona a. d. Elbe 18. 7. 1932 / BRUNO SCHAFFRINSKI, Cathrinhöfen i. Ostpr. 19. 7. 1931 / HEINRICH MESSERSCHMIDT, Kassel 27. 7. 1930 / ROBERT BITZER, Dreisbach 27. 7. 1932 / JOHANN RASKIN, Eilendorf i. Rhld. 28. 7. 1932 / ERICH SALLIE, Wiederitzsch 29. 7. 1932 / OTTO REINKE, Königsberg i. Pr. 31. 7. 1932 / PETER KÖLLN, Itzehoe 31. 7. 1932 / FRITZ SCHRÖN, Essen 31. 7. 1932

WOFÜR SIE STARBEN, SOLLST DU NUN LEBEN. VERGISS ES NIE — SOLDAT DER REVOLUTION.

SS

Reichsschulungsleiter Otto Gohdes:

Totalität des Nationalsozialismus

Als die NSDAP. in den zwanziger Jahren noch am Anfang ihres Kampfes um die äußere Macht in Deutschland stand, konnte der weitaus überwiegende Teil des deutschen Volkes nicht den Glauben an die Reinheit des Wollens ihres Führers aufbringen. Man sah in der NSDAP. eine neue Partei unter soundso viel anderen Parteien. Man sah in ihr nur wieder den Zusammenschluß irgendwelcher Interessenten und konnte es nicht fassen, daß die Menschen, die für die Ziele der Partei eintraten, wirklich im Innern ihres Herzens das wollten, was als Programm der NSDAP. verkündet worden war.

Bestenfalls glaubte man an den Idealismus der Nationalsozialisten, traute der NSDAP. aber nicht die Kraft zu, auch nur einen Bruchteil ihres Programms zu verwirklichen, da man spürte, daß die Verwirklichung des Nationalsozialismus andere Menschen voraussetzte, als sie zunächst vorhanden waren. Man sagte: Die Menschen sind nun einmal so und so, und sie lassen sich nicht ändern, und man kann deswegen mit ihnen nicht das durchführen, was Adolf Hitler will. Diesem Unverständnis stand die unbeirrbare Sicherheit des Führers entgegen.

Auch in der Bewegung war man sich darüber klar, daß das, was man wollte, mit den Menschen in ihrem derzeitigen Wesen nicht zu erreichen war, aber man verzweifelte deswegen nicht an der Aufgabe als Ganzes, sondern man nahm mutig den Kampf um die Schaffung eines neuen Menschen auf. Wir waren uns bewußt, daß die NSDAP. keine Partei wie die anderen sein konnte, daß es auch nicht genügte, sie als politische oder wirtschaftliche Bewegung aufzufassen, sondern daß der Nationalsozialismus eine ganz neue Weltanschauung ist.

Was ist nun das Kennzeichen einer neuen Weltanschauung? Wenn wir uns eng an die einfache Bedeutung des Wortes Anschauung halten, so ist Anschauung also ein Bild, das wir von den Dingen gewinnen, die um uns herum sind, und es ist nun klar, daß dieses Bild voll und ganz durch den Standpunkt bestimmt wird, auf dem wir stehen. Wenn wir uns in einer Landschaft befinden, und sie von einem Standpunkt aus betrachten, dann gewinnen wir ein bestimmtes Bild von dieser Landschaft. Und wenn wir dann diesen Standpunkt an einen anderen Ort verlegen, so ändert sich auch das ganze Bild; nichts bleibt unverändert. Diese Änderung ist natürlich um so größer, je weiter wir uns von dem ersten Standpunkt entfernen.

Genau so ist es nun mit der Weltanschauung. Die liberale Weltanschauung ging aus von dem Standpunkt des „Ich". Der Nationalsozialismus nun stellt in den Mittelpunkt seiner Weltanschauung das „Wir". Er geht aus von dem Volk als einer biologisch gewachsenen, also einer rassisch bedingten Einheit, und seine Fragestellung zu den verschiedensten Gebieten des Lebens ist stets die: Was müssen wir tun, wie müssen wir handeln, damit das Volk davon den größten Nutzen hat?

Zunächst steht fest, daß der neue Standpunkt, den der Nationalsozialismus gefunden hat, sich bei der Betrachtung aller Gebiete des Lebens zur Geltung bringt. Auf keinem Gebiet ist es möglich, daß etwa Anschauungen, die früher richtig waren, ohne weiteres auch für den Nationalsozialismus gelten. Das ist sogar vollkommen ausgeschlossen. Auch dort, wo wir heute noch nicht klar sehen, wie sich der Sieg der neuen Weltanschauung des Nationalsozialismus auswirken wird, wissen wir doch um die Tatsache, daß er sich auswirken muß.

Eine Weltanschauung kann nicht beschränkt werden auf das eine oder andere Gebiet, sondern ist und bleibt total. Die Totalität des Nationalsozialismus als Weltanschauung ist also für uns keine Forderung, die wir erheben, sondern eine Tatsache, von der wir stets ausgehen: vom Umfassenden also, aber auch vom Einheitlichen auf allen Gebieten des Lebens. Wenn man nämlich von einem festen Standpunkt aus die Dinge betrachtet, dann kann man nicht zur Uneinheitlichkeit oder gar zu Widersprüchen kommen. Man muß nur diesen Standpunkt ganz fest innehalten und sich vor allem eines Anschauungsorgans bedienen, das in der Lage ist, die Einheitlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Würden wir allein mit dem grübelnden Verstand an die Betrachtung der

Dinge gehen, so könnten wir immer nur Teilausschnitte gewinnen, und bei der Zusammensetzung dieser Teilausschnitte ist es leicht möglich, daß Unebenheiten und Ungleichheiten auftreten. Wenn wir jedoch mit unserem natürlichen Empfinden an die Betrachtung herangehen, das heißt, wenn wir uns grundsätzlich von Instinkt und Gefühl leiten lassen, dann — aber nur dann — ist uns eine Gesamtschau möglich, dann allein ist die Einheitlichkeit unserer Weltanschauung gewährleistet.

Der Totalität des Nationalsozialismus als Weltanschauung muß nun natürlich auch die Totalität nationalsozialistischen Handelns entsprechen. Von dem neuen Standpunkt, den wir einnehmen, ist ja nicht nur unser Empfinden, unser Verstehen neu bestimmt, sondern ebenso auch unser Wollen, unser Tun und Handeln.

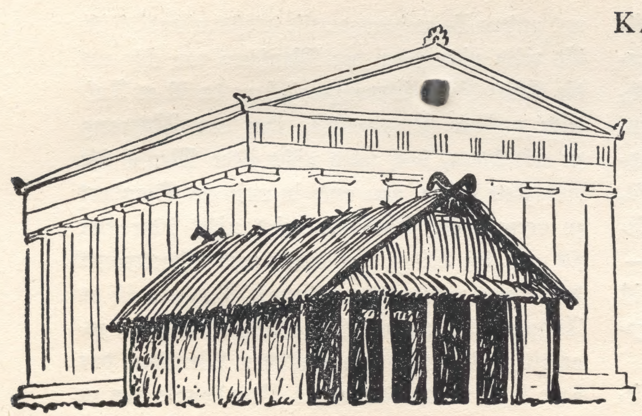
Das Instrument zur Verwirklichung des Nationalsozialismus ist die NSDAP., und aus der Totalität des Nationalsozialismus ergibt sich für uns der Anspruch auf die Ganzheit des Wirkens der Bewegung in der deutschen Nation. Es kann kein Gebiet geben, weder in der Sphäre des Staates, noch im Bereich der Kultur oder dem der Wirtschaft, in welchem nicht die Entscheidungen letzten Endes bestimmt werden durch die NSDAP. Die Führung bestimmt allein die großen Richtlinien, die Führung interessiert sich nur für das Charakteristische, für das Typische, aber nicht für die Einzelheiten eines soundsooft wiederholten Geschehens. Der Totalitätsanspruch der NSDAP. ist also ein Anspruch auf totale Führung und Gestaltung.

Aus der Totalität des Nationalsozialismus ergibt sich weiterhin die Forderung, daß die Menschen, die zu uns kommen, die Menschen, die Nationalsozialisten werden wollen, mit ihrem ganzen Sein, mit ihrer ganzen Existenz zu uns stoßen. Sie müssen eben den Mut aufbringen, ihren bisherigen Standort zu verlassen und zu dem unseren zu kommen. Sie müssen gleichsam den Absprung wagen von dem jenseitigen Ufer über die große Kluft, die zwischen dem vergangenen und dem kommenden Zeitalter steht, hinweg zu uns. Sie können nicht nur mit dem einen Teil ihres Wesens kommen und mit dem anderen drüben bleiben. Denn es ist kein äußerer Anspruch, daß wir den ganzen Menschen haben wollen, sondern — es ist eine Notwendigkeit, die für uns und unsere Betrachtungsweise selbstverständlich ist. Es wird nicht jeder der Menschen von sich aus die Kraft dieses Sprunges haben; da ist es Aufgabe unserer Propaganda, ihm den Absprung zu erleichtern, doch wird nicht jeder Mensch die Fähigkeit haben, nun auch in unserem Standort zu verwurzeln. Ebenfalls wird nicht jeder von sich aus die Dinge von dem neuen Standpunkt her sofort richtig sehen können. Deshalb ist es Aufgabe der nationalsozialistischen Schulungsarbeit, systematisch den deutschen Menschen das neue Sehen von dem neuen Standpunkt aus zu lehren.

Wir sind heute dabei, die Voraussetzung für das Wirken des Nationalsozialismus zu erfüllen. Wir sind dabei, einen neuen deutschen Menschen zu schaffen, und wir werden diese Arbeit mit aller Kraft und mit äußerster Zähigkeit bis zum erfolgreichen Ende durchführen, obwohl wir wissen, daß diese Arbeit schwierig ist. Wir wissen auch, daß dieser neue Mensch nicht von heute auf morgen geschaffen werden kann, daß ein Teil der heute lebenden Generation nicht mehr in der Lage sein wird, sich innerlich so vollkommen zu erneuern, daß ihre Angehörigen zu wahren und echten Nationalsozialisten werden. So richten sich denn unsere Aufgaben der Schulung und Erziehung besonders stark auf die heutige Jugend.

Es wird nicht allein von der Entwicklung in Deutschland abhängen, ob die Totalität des Nationalsozialismus sich auch auf allen Lebensgebieten in einer völligen Neugestaltung der Dinge auswirken kann. Deutschland ist nicht allein auf der Welt, und es ist besonders in seinem wirtschaftlichen Leben verflochten mit anderen Staaten und Völkern. Und wenn in der übrigen Welt zum weitaus überwiegenden Teil noch eine Weltanschauung herrscht, die ihrem Wesen nach vom Nationalsozialismus grundsätzlich verschieden ist, so kann das natürlich auf die äußere Gestaltung der Verhältnisse in Deutschland nicht ohne Einfluß bleiben. Es scheint jedoch, als ob auch bei anderen Völkern Kräfte sich regen, die in ähnlicher Weise, wie wir es in Deutschland getan haben, gemäß ihrer rassischen Eigenart zu einem Aufbruch treiben, der seinem Wesen nach dem unseren verwandt ist. So beginnt ein neues Zeitalter, das auch uns in Deutschland erleichtern wird, die letzten Konsequenzen des Nationalsozialismus auf allen Gebieten unseres Lebens zu ziehen.

KARL BUCHHOLZ:



NORDISCHES RASSE-SCHICKSAL IM ALTERTUM

Die Entdeckung des indogermanischen Urvolkes war eine Großtat deutscher Wissenschaft. Vor etwa hundert Jahren fand Franz Bopp, daß eine Reihe von europäischen und asiatischen Sprachen sehr eng miteinander zusammenhingen. Unter den europäischen waren es fast alle Kultursprachen, auch in ihren toten Formen, nur Basken, Türken, Ungarn, Finnen, Esten und Lappen fügten sich in das System nicht ein. In Asien waren es besonders die alten Sprachen Indiens und Persiens. Die Brücke zwischen Europa und Asien schlug das Armenische. So reichte eine geschlossene Kette vom Westen Europas bis tief nach Asien. Nach den beiden Kulturen, die am weitesten voneinander entfernt waren und gewissermaßen die Eckpfeiler dieses Völkerkreises bezeichneten, hat man die ganze Sprachengruppe indogermanisch genannt.

Sofort, als man die Verwandtschaft dieser Sprachen miteinander festgestellt hatte, fing das große Rätselraten an: Wer waren die Träger dieser Sprachen in der grauen Vorzeit, wo haben sie gewohnt? Daß man sich die Verwandtschaft in den Sprachen nicht anders vorstellen konnte als durch enge völkische Zusammenhänge, daß man mithin auf ein gemeinsames indogermanisches Urvolk kam, war bald klar.

Die schwierige Frage, wo dieses „Urvolk" gewohnt hatte, beantwortete man sich überraschend schnell. Die älteste Sprache, die man erschlossen hatte, war die heilige Sprache der Inder, das Sanskrit. Sie hatte sich nur in den alten religiösen Urkunden der Inder gehalten, die zum Teil aus der Zeit vor der Einwanderung nach Indien stammten. Sie mußte demnach viel älter sein als irgendeine der europäischen Sprachen. Infolgedessen hielt man den Schluß für erlaubt, daß sich das indische Volk nicht so sehr weit von den Ursitzen der Indogermanen entfernt haben könnte. Diese mußten daher in Asien zu suchen sein.

Verschiedentlich waren asiatische Völkerwellen in Europa gebrandet. Weshalb sollte dieser Vorgang sich nicht bereits in der grauen Vorzeit abgespielt haben? Von den alten Kulturen wußte man damals sehr wenig. Man kannte nur die Bibel und die Schriftsteller der Griechen und Römer. Sie alle führten die Kultur zurück nach dem Osten. Im Osten hatten die Ägypter und Babylonier bereits eine alte Kultur entwickelt. Ihre Schrift, die man eben zu erschließen begonnen, verwies in ferne Zeiten. Von Babylonien und Ägypten berichtete bereits die Bibel. Sie zeigte den Aufgang der Menschheit in jenen östlichen Kulturen; aus dem Zwischenstromland waren die Erzväter nach dem Lande des Nils gewandert und hatten sich dort niedergelassen. Was Griechen und Römer von den ältesten Zeiten der Geschichte zu erzählen wußten, ließ ebenfalls *den Osten als die Heimat aller Kulturen* erscheinen.

Es hat beinahe hundert Jahre gebraucht, bis man gelernt hatte, daß diese Anschauung von Grund auf *falsch* war. Die Gegner erstanden ihr zuerst wieder von der Sprachwissenschaft. Man verglich den gemeinsamen Sprachschatz der indogermanischen Sprachen und stellte fest, daß viele dieser Ausdrücke mit einer asiatischen Heimat unvereinbar sind. Statt dessen weisen sie ganz deutlich nach Mitteleuropa, nach einer waldreichen Gegend, in der es Bären, Eichhörnchen, Hirsch, Elch, Biber, Otter und Bienen gab. Die Pflanzenwelt bestand aus Birke, Kiefer, Fichte,

Esche, Ulme, Buche und Eiche. In ihren alten Stammessagen berichteten die Indogermanen von kurzen Sommern und schneereichen Wintern. Vielleicht mit am durchschlagendsten war, worauf erst kürzlich Darré hingewiesen hat, daß das Schwein, das bezeichnendste Tier des Laubwaldgebietes, das heilige Tier bei fast allen Indogermanen ist. Aus diesen Gründen hat man heute Asien allgemein als Heimat der Indogermanen aufgegeben; es fragt sich nur noch, in welchem Teile Mitteleuropas wir ihre Heimat zu suchen haben.

Dort wo nun die Sprachwissenschaft versagte, setzten Rassengeschichte und Vorgeschichte ein. Die Rassengeschichte zeigte uns, daß die Indogermanen, wenigstens zum größten Teile, der nordischen Rasse angehört haben müssen. Freilich war sie allein nicht imstande, die Heimat der Indogermanen zu bestimmen. Dazu war die gemeinsame Arbeit beider Wissenschaften nötig. Beide sind angewiesen auf die Bodenfunde. Nun können wir bei Völkerbewegungen der geschichtlichen Zeit Einwanderungen fremder Völker an ihrem Kulturgut, häufig auch an den Skelettfunden nachweisen. So machen sich die Wanderungen der Germanen nach Süddeutschland bemerkbar, ihr Vordringen in der Völkerwanderung nach Südeuropa und England, das Erscheinen der Slawen in Ostdeutschland. Selbst die Eroberungszüge Karls des Großen im Sachsenland lassen sich durch Bodenfunde belegen. Um so mehr und deutlicher muß uns der Boden die geschichtlichen Vorgänge früher Kulturzeiten anzeigen, in denen die einzelnen Kulturen infolge des geringeren Verkehrs noch viel einheitlicher waren.

Die Heimat der Indogermanen

Aus den Bodenfunden erhalten wir nun ein ziemlich deutliches und klares Bild. In der jüngeren Steinzeit, also etwa 3000 bis 2000 v. Chr., beobachten wir in Mitteleuropa Völkerbewegungen in großem Umfange. Die Völker des Donautales greifen nach Norden, Westen und Osten aus und stoßen bis an den Rhein, ja über Oder und Weichsel bis nach Schweden vor. Zur gleichen Zeit sind die Thüringer nach Norden vorgedrungen, haben sich dort mit dem germanischen Urvolk verschmolzen und sich weithin nach Osten ausgebreitet. In Mitteldeutschland an der Elbe und Saale sind beide Kulturen aufeinandergestoßen und haben Mischkulturen gebildet. In erheblicher Menge sind hier die Skelettreste erhalten und zeigen allenthalben Menschen der nordischen Rasse. Diese Leute von der Elbe und Saale, daneben aber auch die Thüringer in ihrem unvermischten Zustande, werfen sich nun auf den Süden und treffen hier mit der donauländischen Kultur zusammen. Sie bringen nach dem Süden das nordische Vorhallenhaus mit, das sich schon recht früh im Norden ausgebildet hat. Es verdrängt hier im Bereich der Donaukultur das unregelmäßige Viereckhaus und später im Mittelmeergebiet den Rundbau. Überall auf den Wanderzügen der Indogermanen macht es eins der kennzeichnendsten Merkmale aus.

In dem großen Donaugebiet dehnen sich nun diese Menschengruppen aus. Über Schlesien rücken sie gar bald weiter nach Osten vor bis zum Weichsellauf hin und verbinden sich hier mit Völkern, die schon früher aus Nord- und Nordwestdeutschland dorthin gekommen waren. Sie verbreiten sich im Ungartiefland und erfüllen auch ganz Siebenbürgen.

Dieses Rassen- und Völkergemisch haben wir uns in keiner Weise als einheitliches Ganzes vorzustellen. In Süd- und Westdeutschland finden die Eindringlinge bereits die Rassen vor, die heute noch dort wohnen: Im Voralpengebiet und Westen Angehörige der ostischen Rasse, in den Ostalpen mehr die Dinaren (vergleiche Schulungsbrief, Folge 4). Wie die Rassenverhältnisse in Schlesien und Ungarn gewesen sind, wird nicht ganz deutlich. Anscheinend haben wir aber auch dort als Bewohner Dinaren und Osten anzunehmen. Ob und wie die einzelnen Rassen sich miteinander vermischt haben, wissen wir nicht. Auf keinen Fall aber ist der Prozentsatz nichtnordischen Blutes sehr hoch anzusetzen. Häufig wird die einheimische Bevölkerung in die unwirtlicheren und unwegsamen Gebirge hineingedrückt sein. Können wir doch heute noch beobachten, daß die Eroberer in den fruchtbaren Ebenen sitzen und den Unterdrückten die schlechteren Landstriche überlassen. Sicher gehen Führung und Leitung weithin an die Menschen nordischer Prägung über; diese bestimmen Sprache und Gesittung. Solche Entwicklungen brauchen natürlich Zeit; mehrere hundert Jahre sind dafür nicht zu kurz bemessen.

Die Kultur der Indogermanen

Waren die ältesten Einwanderer aus Thüringen nach Süddeutschland noch Jäger und Sammler, so hat sich das jetzt weitgehend geändert. Wir wissen heute mit voller Sicherheit, daß dieser ganze große indogermanische Kulturkreis den Ackerbau kennt und betreibt. In Nordwestdeutschland haben wir den ältesten Pflug, der uns erhalten ist, bereits aus dem Anfang der Jungsteinzeit gefunden; überall begleiteten Überreste ackerbaulicher Tätigkeit diese ausgedehnte Kultur; man kennt schon verschiedene Getreidearten, darunter die Hirse, mindestens eine Kornart, den Dinkel oder Spelt, wohl auch die Gerste und den Weizen. An Haustieren besaß man natürlich den Hund; man züchtete das Pferd, das überall vertrauter Freund und Begleiter des Indogermanen ist, das Rind und das Schaf. Ließe sich aus diesen Tieren immerhin noch die Möglichkeit schließen, daß die Indogermanen Viehzüchter und Wanderhirten, nicht Ackerbauern gewesen seien — den Ackerbau habe nur die von ihnen unterjochte Bevölkerung betrieben —, so ist es ausgeschlossen, seitdem wir wissen, daß sich das Schwein bei allen Indogermanen findet. Das Schwein eignet sich seiner Körperbeschaffenheit nach nicht dazu, „über größere Strecken getrieben oder mitgeführt zu werden" (Darré). Darré hat diese Zusammenhänge in seinem ausgezeichneten Buch: „Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse" so einleuchtend dargelegt, daß eigentlich kein Gelehrter mehr die Anschauung von einem Wanderhirtentum der Indogermanen aufrechterhalten kann. Überall, wohin die Indogermanen kommen, lassen sie sich als Ackerbauern nieder. Sie verlangen — so noch später die Germanen — nichts als Land, das sie bebauen können und wollen. Als ein kraftvolles, urgesundes Bauernvolk lernen wir sie immer wieder kennen. Selbst ihre Führer sind Bauern; verschiedentlich berichtet uns die Sage von solchen, die man vom Pfluge weg zu ihrer großen Aufgabe geholt hat. Selbst wenn diese Überlieferungen nicht stimmen sollten, so beweisen sie doch, daß man die großen Feldherren und Könige der Vorzeit sich nur als Bauern hat denken können. Auch in Island zeigen uns die alten Erzählungen den germanischen Edelmann als Bauern.

Das ist aber außerordentlich wichtig. Wie die Indogermanen aus dieser bäuerlichen Grundlage erwachsen sind, so sind sie immer gesund und stark gewesen, solange sie sich ihr Bauerntum erhalten haben. Sie fangen aber in demselben Augenblick an, ihre Kraft, ihr Volkstum, ihre rassischen Eigenarten zu verlieren, wo sie in die Städte ziehen und damit ihre bäuerliche Grundlage aufgeben.

Dieses Bauerntum verträgt sich aber aufs beste mit der bekannten kriegerischen Tüchtigkeit der Indogermanen. Noch aus dem Weltkriege wissen wir ja, daß gerade die Soldaten, die aus stark bäuerlichen Gegenden stammten, sich ganz vortrefflich geschlagen haben.

Der indogermanische Bauer ist nicht zu denken ohne seine Waffe. Wir kennen diese Verhältnisse im einzelnen nur noch genauer aus den nordgermanischen Erzählungen. Kein Bauer geht da aufs Feld, er macht keinen Besuch, er legt sich nicht zu Bett, ohne seine Waffen zur Hand zu haben. In Wald und Feld halten sich damals überall noch wilde Tiere auf, Feinde gibt es allenthalben, gegen die sich der Bauer wehren muß. Die Jagd erfordert einen ganzen Mann. Wer mit den primitiven Waffen der damaligen Zeit dem Wildschwein, dem Bären oder Auerochs zum Kampfe gegenübertritt, muß starke Nerven, eine ruhige, sichere Hand und ein scharfes Gesicht besitzen. Immer noch gibt aber damals die Jagd einen bedeutenden Anteil an der Lebenshaltung ab.

Freilich muß man sich daran gewöhnen, Kriegertum und Erobererdrang auseinanderzuhalten. Niemals in der Geschichte ist zum Beispiel der Germane reiner Eroberer gewesen. Wenn der Deutsche zur Zeit der ostdeutschen Kolonisation nach dem Osten vorgedrungen ist, so hat ihn Landnot, nicht Eroberungsdrang getrieben. Sonst hätte er damals an den Grenzen nicht haltzumachen brauchen, die er sich gesetzt hat. Gerade der Bauer ist stets ein tatkräftiger Verteidiger von Grund und Boden gewesen, allerdings muß er wissen, wofür er zum Kampf aufgerufen wird.

So sind diese alten Indogermanen ein wehrhaftes Geschlecht. Sie führen Waffen aus Stein und nachher aus Bronze wie ihre Feinde auch. Als etwas Neues aber bringen sie den Kampf-

wagen auf, der, meist mit zwei Pferden bespannt, die Helden in die Schlacht fährt. Wohl alle Indogermanen haben ihn gekannt. Die Felszeichnungen Südschwedens zeigen ihn ebenso wie Funde aus dem Mittelmeergebiet. In der Ilias, dem alten griechischen Heldenlied, kämpfen die Führer der Griechen wie der Trojaner nur von ihm, die Bibel sucht aus seiner Benutzung die Überlegenheit der Philister gegenüber den Hebräern zu erklären.

Weit wichtiger aber als alle technischen Mittel ist stets der Geist, der ein Heer beherrscht. Eigenschaften, die später bei den Germanen in stärkstem Ausmaße ausgebildet sind, haben bereits sie besessen: Heldensinn, das Gefühl für Ehre, die Treue zum selbstgewählten Führer. „Der männliche Ehrbegriff hat die altindischen Königreiche gehalten, die Voraussetzung einer gesellschaftlichen Bindung gegeben." „Besser das Leben aufzugeben, als die Ehre zu verlieren: Die Hingabe des Lebens fühlt man nur einen Augenblick, den Verlust der Ehre aber Tag für Tag!" sagt ein Volkswort. „Dem Helden scheint es im Herzen, als ob ein Zweck durch Heldenmut, einem Feigen, als ob er durch Feigheit zu erreichen sei!" stellt ein anderer Spruch fest und nimmt die Wertung vorweg. Man schärfe seine Augen für diesen Zug altindischen Wesens bis hinauf zum tapferen König Poros, der, von Alexander in ehrlicher Feldschlacht besiegt, doch ein ganzer Ritter bleibt. Verwundet, floh er doch nicht vom Schlachtfeld als alle andern auseinanderliefen: Wie soll ich mit dir verfahren? fragte Alexander den besiegten Gegner. — Königlich! war die Antwort. — Nichts weiter? meinte der Mazedonier. — Im Worte „königlich" liegt alles! erwiderte der König. Und Alexander vergrößerte das Herrschgebiet des Poros, der ihm von nun an ein treuer Freund war. Ob diese Erzählung geschichtlich ist oder nicht, ist gleichgültig. Sie zeigt aber den inneren Wertmesser der Ehre, Treue, Pflicht und Tapferkeit, die beiden Helden und auch dem Geschichtsschreiber gemeinsam, ja selbstverständlich waren (A. Rosenberg, Der Mythus des 20. Jahrhunderts). Der griechische Geschichtsschreiber Herodot hat noch bei den Persern des 5. Jahrhunderts als Haupttugend die Tapferkeit bezeichnet. Heldenhafte Gesinnung bewähren in allen Schlachten die Spartaner, die lieber fallen als das Schlachtfeld verlassen wollen. Und durch die gleiche Eigenschaft wird es den Römern möglich, erst Italien, dann das ganze Mittelmeergebiet zu erobern. Nordische Gesinnung zeigt auch der Philister Ithai (2. Sam. 15, 19). David ist von seinem Sohne Absalon vertrieben, viele seiner Krieger sind von ihm abgefallen. Aber als er aus einem gewissen Mitleid heraus den fremdrassigen Ithai auffordert, ihn ebenso zu verlassen wie alle die übrigen, da erwidert er stolz: So wahr Jahwe lebt und so wahr mein königlicher Herr lebt: an dem Ort, an dem mein königlicher Herr sein wird — es sei zum Tode oder zum Leben — dort wird auch dein Diener sein. Mit Recht hebt Günther in seiner Rassenkunde des jüdischen Volkes dieses Wort als rührendes ältestes Zeugnis nordischer Gefolgschaftstreue gegenüber dem selbstgewählten Herrn hervor.

Ihre Kriege führen die alten Germanen gern als Einzelzweikampf der beiden Heerführer zwischen den Heeren. Beispiele solcher Kämpfe haben wir bei den verschiedensten indogermanischen Völkern: Inder, Perser und Römer kämpften so, die Germanen des Nibelungenliedes wie die Griechen der Ilias, auch Hildebrand mit seinem Sohn, bei denen das Lied ausdrücklich erwähnt „zwischen den beiden Heeren". Ebenso verlangen die im wesentlichen nordrassigen Philister diese Art des Kampfes von den Hebräern und rufen dadurch deren größtes Entsetzen hervor. Die Hebräer sind gar nicht imstande, Goliath entsprechend gegenüberzutreten, töten ihn durch einen aus der Ferne geschleuderten Stein und preisen das als große Heldentat.

Die Norden fühlen sich stets als „Freie und Gleiche". Der unbeschränkte Freiheitssinn duldet niemand über sich. Lieber verläßt der nordische Adelsbauer den angestammten Grund und Boden, als daß er sich einem König unterordnet, die Spartaner bezeichnen sich alle, auch in ihrem Verhältnis zum König, als Gleiche, die mazedonischen Krieger empört nichts mehr, als daß ihr König Alexander diesen alten Grundsatz der Kameradschaft aufgeben und dafür den der Unterordnung einführen will. Natürlich schließt solch ein Empfinden nicht aus, daß man sich dem Führer in der Schlacht und auf der Wanderschaft rückhaltlos fügt. Sind aber diese besonderen Verhältnisse vorbei, so verlangt man immer wieder volle Gleichstellung. Noch heute finden

wir dasselbe Bewußtsein bei den stark-nordischen Afghanen. Auch dieser Freiheitstrieb entspringt aus dem Bauerntum der Indogermanen. „Keine Tätigkeit konnte in frühgeschichtlicher Zeit das Gefühl für Freiheit so ausgeprägt entwickeln, wie gerade die in den nordischen Einzelhof hineingestellte Persönlichkeit des Bauern" (Darré). Allerdings war die Freiheit nie schrankenlos, sie erfordert ein hohes Maß von Pflichtbewußtsein. „Freiheit im neuzeitlichen Sinne, wo die Menschenrechte sich an Stelle der Menschenpflichten gesetzt haben, solch eine Freiheit suchten sie nicht und wünschten sie nicht. Wie in einem Heer hatte jeder Mensch seine eigene Stellung unter einem Stufenbau von Macht und Ansehen, und das Tagewerk war da am schwersten, wo Macht und Ansehen am höchsten waren. Ein Gemeinwesen, das öffentliche Wohl, verlangt, daß jeder Stand die Arbeit leiste, die ihm zukommt" (Darré nach Froude).

Die Wanderzüge der Indogermanen haben wir uns als richtige Bauerntrecks vorzustellen. Mit ihren schwerfälligen großen Wagen, auf denen sie ihre gesamte Habe mitführen, neben sich oder dahinter geschlossen ihr Vieh, reisen sie los. Wahrscheinlich im Frühjahr brechen sie auf; Darré hat es nach römischen Verhältnissen glaubwürdig gemacht, daß sie Anfang März abmarschieren, da sie bis Ende Mai an dem ersten Ziel ihrer Wanderung sein müssen. Dann machen sie für dies Jahr halt, säen das mitgebrachte Saatgut aus, um ihren Getreidebedarf für den Winter sicherzustellen.

Die Gesittung der Indogermanen

Oberhaupt und Führer der Familie ist bei allen Indogermanen der Familienvater. Auch das ist wichtig. Gegenüber den vielfach mutterrechtlichen Anschauungen der Völker im Süden und Osten haben die Norden stets vaterrechtliche Begriffe hochgehalten. „Die nordischen Stämme anerkannten nicht die Weiberherrschaft mit ihren Folgen, dem Amazonen- und Hetärentum, sondern folgten vom ersten Tage ihres Daseins dem Vatergebot" (Rosenberg). Das bedingt aber ganz klare familienrechtliche Verhältnisse. Schon in frühester Vorzeit werden im Norden Mann und Frau bisweilen gemeinsam bestattet als äußerer Ausdruck der inneren Verbundenheit. Ein Mann und eine Frau! Das Indogermanentum wendet sich scharf gegen die orientalische Haremswirtschaft, erst spät und immer als Verfallserscheinung taucht Vielweiberei auf; es widerstrebt aber damit auch der geschlechtlichen Zügellosigkeit, die schließlich nur die Mutter, aber nie recht den Vater anzugeben weiß. Daraus folgt aber auch die hohe Achtung, die die Frau bei allen Indogermanen genießt. Die Frau und Mutter ist die Hüterin des heiligen Herdfeuers, sie regiert das Haus, sie steht in jeder Weise gleichberechtigt neben dem Mann. Freilich können wir diese Auffassung bei den südeuropäischen und asiatischen Indogermanen nicht immer mehr recht beobachten, da sie von anderen Anschauungen überdeckt ist. Trotzdem schimmert sie hier und da selbst in späterer Zeit noch hervor. Die Frau verdankt diese Wertung dem Bewußtsein, daß sie den Zusammenhang zwischen der kommenden Generation und der vergangenen herstellt.

Der Indogermane sieht sich immer nur in dem großen Zusammenhang des Lebens. Nie lebt er für sich allein, diese Einsamkeit kann er gar nicht vertragen. Er gehört wie sein Leben, sein Denken und Tun in innerster Verbundenheit der Gemeinschaft, aus der er stammt und die er fortsetzt. Das ist einmal die Familie mit Ahnen und Nachkommen, andererseits aber auch die Sippe, deren Glied er ist. Der Norde ist nicht zu denken ohne diese Zusammenhänge, die er fühlt und deren Gesetze er befolgt. Sie treiben ihn zur Blutrache, zur Ahndung jeden Frevels, der an der Sippe geschehen. Es ist ganz bezeichnend, daß im hohen Norden vielfach die Frauen und Mütter Blutrache fordern. Nicht weil sie besonders rach- und blutgierig gewesen sind, sondern weil sie oft besser um diese inneren Zusammenhänge wissen. So finden wir bei fast allen Indogermanen die Verehrung der Ahnen. Bei den Römern stehen in jedem Hause neben dem heiligen Herdfeuer die Ahnenbilder, wie man das im Kulturkreis des Mittelmeeres von den Etruskern gelernt hat. Das schließt nicht aus, daß die Verehrung der Ahnen nicht bis in die nordische Urzeit hineinreicht. „Die Ahnenhalle hat ein gutes Anrecht darauf, als eine der ältesten Formen germanischen Jenseitsglaubens zu gelten", sagt ein hervorragender Kenner des germanischen Altertums. Nur so ist die germanische Schätzung des

Stammbaums zu erklären, das Achten auf Reinerhaltung der Rasse, „die Pflicht zur arterhaltenden, ja artsteigernden Fortpflanzung" (Günther). Bei den alten Persern gilt der Mann als besonders tüchtig, der eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen hat. Immer treten uns die Indogermanen als ein zeugungs- und kinderfrohes Geschlecht entgegen. Wer ohne Kinder stirbt, scheidet aus dem Zusammenhang des Lebens aus, das heilige Herdfeuer erlischt mit ihm. Daher auch die mannigfachen Bräuche, um Nachkommenschaft sicherzustellen. Ehelosigkeit ist bei allen Indogermanen verpönt, die Ehe geradezu eine heilige Handlung, die aufzulösen bei vielen Völkern beinahe unmöglich ist.

Bei dieser Bedeutung der Nachkommenschaft wird es verständlich, daß man nur lebensfähige Kinder aufzieht. Wir wissen nicht mehr sehr viel von der Rassenpflege bei den Norden. Nur über die Gesetze bei den Germanen und Spartanern sind wir genauer unterrichtet und können aus ihnen im Zusammenhang mit anderen Nachrichten wohl Allgemeingültiges für alle Norden ableiten. Der Familienvater hat das Recht, über die Aufzucht eines jeden Kindes zu entscheiden. Ist das Kind geboren, so legt man es ihm auf die Schwelle, bevor es irgendwelche Nahrung erhalten. Entscheidet sich der Vater — wohl nach genauer Betrachtung seiner körperlichen Beschaffenheit und seiner rassischen Anlagen — für die Aufzucht, so wird es bei den Germanen „getauft", das heißt in kaltes Wasser gesteckt. Man hat darauf hingewiesen, daß nur sehr gesunde und robuste Kinder eine solche Prozedur vertragen haben. Erst dann erhält das Kind Nahrung. Will man das Kind nicht aufziehen, so übergibt man es den Hirten, zur Aussetzung im Wald oder den Bergen. Ein Kind, das schon Nahrung erhalten, noch auszusetzen, gilt bei den Germanen als Mord und wird entsprechend geahndet. Bei den Römern hat der Familienvater das unbedingte Recht über Leben und Tod seiner Kinder, bis sie in die Gemeinschaft der Männer, das Heer oder den Staatsdienst, aufgenommen sind oder als Frauen in eine andere Familiengemeinschaft übertreten.

Durch eine sehr harte Erziehung sorgt man für eine weitere Auslese. Jede Erziehung zielt natürlich auf die körperliche Ertüchtigung ab. Wehrhaft sollte der Junge werden: Reiten, Bogenschießen und die Wahrheit sprechen — verlangen die alten Perser. Bei den Spartanern wissen wir über die Jugenderziehung einigermaßen Bescheid, ebenso wie man die körperliche Ertüchtigung bei den Nordgermanen betrieben hat. Bei den Nordgermanen stehen im Mittelpunkt: Schwimmen, Laufen, Ringen. Gerade diese drei Übungen fordern eine außerordentliche gute Körperbeschaffenheit, ein treffliches Herz, tadellose Lungen. Da alle Übungen auf Kampf ausgehen, erziehen sie zu Mut, Unerschrockenheit, zähem Aushalten, Selbstzucht, Ehrgefühl. Bei den Griechen der Ilias gilt als Wahlspruch das schöne Wort: „Immer der erste sein, hervorragen vor andern!" Herrensinn — das ist die wichtigste Eigenschaft, die man bei den Jungen voraussetzt. Das Achtunggebietende, das wir bei so vielen Gestalten der nordischen Rasse auch aus dem Altertum finden, ist ja weiter nichts als das Umsetzen dieses Herrensinns in das Äußere. Da natürlich bei den Wanderfahrten Verbindungen mit anderen Rassen manchmal nicht zu umgehen sind, sieht man bei den jungen Kindern nicht immer so sehr genau auf die Hautfarbe, aber herrenmäßigen Sinn muß der Junge zeigen.

Als schön empfindet man aber nur den nordischen Rassentypus. Bei den Nordgermanen heißt es oftmals geradezu: Er war schwarzhaarig und häßlich. Umgekehrt verweilen die Berichte mit großer Freude an der Schilderung eines gutgewachsenen nordischen Menschen. Bei reinrassigen Menschen finden wir ja auch immer den Einklang zwischen dem äußeren Aussehen und der seelischen Anlage. (Vergleiche Schulungsbrief 4.) So wird auch häufig in den isländischen Geschichten Schönheit, Wuchs, Kraft und Begabung in gleicher Weise gerühmt. Dieses nordische Schönheitsideal gilt aber auch bei den indogermanischen Völkern des Südens und des Ostens. Die Griechen haben in ihren herrlichen Bildwerken meist nordische Menschen dargestellt, auch die großen Führer der Römer verraten überwiegenden nordischen Rassecharakter. Ein Fremder, der Gelegenheit hatte, als Gesandter in den römischen Senat eingeführt zu werden, äußert sich nachher über den Eindruck, den die Senatoren auf ihn gemacht hätten: er habe geglaubt, in einer Versammlung von lauter Königen zu stehen. Nordischen Herren-

sinn verrät auch das stolze Wort der Römer, als Hannibal in Italien eingefallen ist, daß sie nicht Frieden schließen wollten, solange noch ein Punier auf italischem Boden sich befinde. Häufig führen Römer den Beinamen Flavus, das heißt aber nichts anderes als: Blonder. Noch Cäsar und sein Neffe Augustus zeigen um die Zeitenwende wesentlich nordische Rassenzüge. Die alten Inder nennen sich um 1500 v. Chr. Hari, auch das bedeutet Blonde. Ein altes indisches Sprichwort warnt vor Menschen mit zusammengewachsenen Augenbrauen. Diese sind aber bezeichnend für Angehörige der vorderasiatischen Rasse. In dem Gesetzbuch des Manu wird eine Verbindung mit der unterworfenen Bevölkerung mit dem Tode bestraft. Ihren Hauptgott Indra stellen sie als rotbärtig und blondhaarig dar. Noch heute finden sich in den entlegenen Gebirgstälern Zentralasiens richtige nordische Gestalten mit blonden Haaren und blauen Augen. Nordisch sind ebenfalls die Perser. Die prachtvollen Menschen, die der sogenannte Alexander-Sarkophag wiedergibt (vgl. unsere Bildbeilage) sind von edelstem nordischen Schlag: Schmale feine Gesichter, helle Augen, blondes Haar, blonde bis rotblonde Schnurrbärte. Eigenartig ist, daß man selbst bei Köpfen, die Züge einer fremden Rasse aufweisen, durch entsprechende Übermalung der Augen und Schnurrbärte den nordischen Charakter zu betonen gesucht hat.

Daß der Germane seine Kinder möglichst lange vor dem Geschlechtsverkehr bewahrt, wird uns von römischen Schriftstellern berichtet. Diese Einstellung haben wir aber auch anscheinend bei den übrigen Norden vorauszusetzen. Wir wissen, daß dem Norden „Leidenschaftlichkeit im üblichen Sinne erregter Empfindungen oder betonter Geschlechtlichkeit fern liegt" (Schulungsbrief Folge 4). Vielleicht hat Cäsar richtig beobachtet, wenn er sagt: diese Zurückhaltung erhöhe den Wuchs, mehre die Kraft und stärke die Sehnen (Gallischer Krieg VI, 21). Durch dieses Verhältnis zum Geschlechtlichen unterscheidet sich der Norde aber wesentlich von dem Westen.

Einem Menschenschlag, der Freiheit und Gleichheit über alles schätzt, nichts verhaßter ist als Zwang in jeder Weise, liegt auch die Gleichmacherei auf weltanschaulichem Gebiet vollkommen fern. Die nordischen Indogermanen haben immer Toleranz geübt. Als der große Perserkönig Kyros Babylon einnimmt und dort eine Menge von fremden Völkern vorfindet, ist es sein erstes, allen diesen die Freiheit wiederzugeben, ihnen zu gestatten, nach Hause zurückzukehren und — als wichtigstes — ihre religiösen Anschauungen ganz in der überlieferten Form weiterzupflegen. Als das Christentum zu den Nordgermanen gebracht wird, sträuben sie sich gegen seine Annahme vor allem auch deswegen, weil sie nicht verstehen, daß man jemanden zu einer fremden Weltanschauung zwingen will. Es erscheint ihnen als äußerste Tyrannei, wenn man ihnen befehlen wolle, was sie zu glauben hätten.

Die Religion der Indogermanen

Über die Religion der alten Indogermanen sind wir nicht sehr genau unterrichtet. Wir wissen, daß sie eine oberste Gottheit verehren, die bei den Germanen und Indern als Gewittergott, bei den Römern und Griechen als Himmelsgottheit bezeichnet wird.

Schwierig wird die Untersuchung deswegen, weil wir bei allen Indogermanen einen großen Götterhimmel vorfinden, in dem eine Gottheit, vergleichbar irdischen Verhältnissen, als Götterkönig den Vorsitz führt. Neuere Forschungen haben es aber glaubhaft gemacht, daß bei den Germanen der Mannigfaltigkeit in den Namen keine Vielheit der Götter entspricht, daß wir tatsächlich also hier schon so etwas wie eine Ein-Gott-Vorstellung haben. Vieles spricht dafür, daß solche Auffassung auch bei den übrigen Indogermanen geherrscht hat. Es ist nämlich sehr eigenartig, daß wir bei den alten Persern zum ersten Male in der Geschichte der Menschheit ein ausgebildetes System eines Ein-Gott-Glaubens finden. In der Lehre Zarathustras, des persischen Religionsstifters, tritt an die Stelle der überlieferten Gottheiten eine einzige Gestalt. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß Zarathustra damit nur altes nordisches Glaubensgut aus den Umrankungen durch fremde Vorstellungen ans Licht gezogen hat. Sehr beachtenswert ist, daß erst seit der babylonischen Gefangenschaft, in der die Juden mit den Anschauungen der Perser vertrauter geworden sind, sich der Ein-Gott-Glauben bei den Juden als unbedingte Forderung durchgesetzt hat. Daß Zarathustra bei seiner Glaubensstiftung bewußt

auf alt-nordisches Glaubensgut zurückgegangen ist, wird an einem anderen Punkte seines religiösen Systems klar. Er stellt nämlich in den Mittelpunkt den Begriff einer göttlichen Ordnung der Welt. Dieser Begriff findet sich aber auch bei fast allen Indogermanen, als Midgard bei den Germanen, Kosmos bei den Griechen. Diese Anschauung von einem ordnenden Prinzip in der Natur erwächst dem alten Norden aus der Beobachtung des Jahreslaufes mit seiner ewigen Wiederkehr und der Erneuerung allen Lebens. Sie bleibt ihm aber kein leerer Naturbegriff, sondern setzt sich um in die Bewertung des Lebens; Familie, Staat, Gesellschaft, Sittlichkeit, Recht und Gottesdienst stehen im Zusammenhang mit dieser sinnvollen Ordnung der Welt, der persische Weise verpflichtet geradezu seine Gläubigen, sich einzusetzen für die Verwirklichung der Ordnung im Leben. Sinnbild der Ordnung ist das Hakenkreuz, das als Lichtzeichen wohl dem Norden entstammt und sich weithin verbreitet hat.

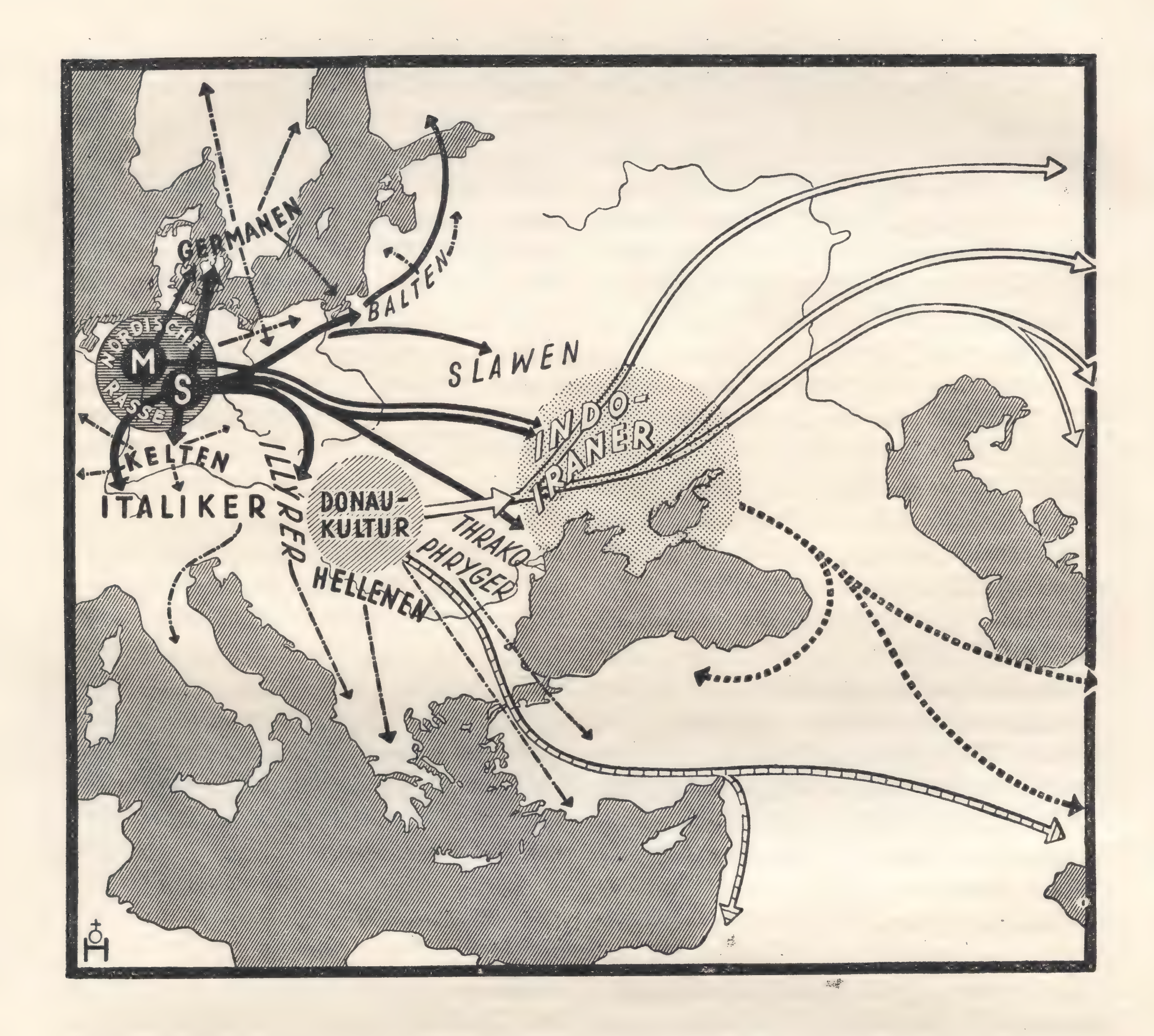
Eine Weltanschauung, die so tief mit dem innersten Bewußtsein des einzelnen verknüpft ist, bedarf keines Priesters, bedarf keines großen Apparates an äußeren Formen des religiösen Lebens. Priester und Opferer ist der Familienvater, der Führer des Geschlechtsverbandes, der Leiter des Wanderzuges, der Herzog in der Schlacht. Bei den Nordgermanen hat sich diese Entwicklungsstufe ziemlich unverändert bis zur Annahme des Christentums gehalten. Bei den andern Völkern ersteht ziemlich schnell aus der Verbindung mit den Kulturen der Fremdrassigen ein ausgebildetes Priestertum. Die Indogermanen kennen ein heiliges Getränk, den Met oder das Bier im Norden, den Nektar bei den Griechen, das Somagetränk der Inder, den Haoma der Perser. Bei den heiligen Festen kreist das Horn, gefüllt mit dem geweihten Rauschtrank.

Wanderzug der Indogermanen

Im Laufe einer ziemlich langen, wohl mehrere Jahrhunderte dauernden Entwicklung haben sich die Indogermanen im Bereich der donauländischen Kulturgebiete entfaltet. Verhältnismäßig früh trennen sich von ihnen die Indo-Iranier (Perser, Inder und Verwandte) ab. An der unteren Donau und dem Nordrand des Schwarzen Meeres haben sie eine Sonderstellung eingenommen und auch besondere Kulturformen herausgebildet. Sie bleiben hier eine ganze Zeit für sich. Auf sie gehen die Namen der Flüsse zurück; Donau, Don, Dnjepr (Danapris) und Dnjestr (Danastrus) verweisen auf das persische Wort Danu „Fluß", die Wolga heißt ursprünglich Waros und entspricht dem indischen War „Wasser". Ebenso sind aus persischem und indischem Sprachgut eine Reihe südrussischer Ortsnamen abzuleiten. In der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausend v. Chr. verlassen die ersten Erobererscharen der Indo-Iranier ihr Heimatland. Um 1400 werden sie in Inschriften in Kleinasien erwähnt, sind demnach auf kleinasiatisches Gebiet hinübergestoßen. Ob auf dem Seeweg oder über den Kaukasus, wird nicht ganz klar. Da sich in den Vorländern des Kaukasus aus dieser Zeit eine ganze Reihe Langschädel gefunden haben, ist es durchaus möglich, daß zumindesten einzelne Gruppen den Landweg genommen haben. Anscheinend haben sich etwa zur selben Zeit die einzelnen Völkergruppen voneinander getrennt. Wir müssen nunmehr Perser und Inder voneinander scheiden.

Die Inder

Bei allen Einwanderungswellen der Indogermanen haben wir uns vor Augen zu halten, daß es geschlossene Völker noch nicht gibt, niemals solche einwandern, sondern nur einzelne Eroberergruppen. Vielfach sind diese Gruppen noch nicht einmal einheitlich zu denken, es sind lose zusammenhaltende Kriegergruppen, die sich lediglich für den Zweck der Einwanderung miteinander verbunden haben. Häufig zieht nur die überschüssig gewordene Jungmannschaft eines Stammes aus, während die eigentlichen Bauern an Ort und Stelle zurückbleiben. Selbstverständlich hat es aber auch Fälle gegeben, in denen aus irgend welchen Gründen ganze Sippen, ja sogar Stämme in die Fremde gewandert sind. Wir brauchen nur an ähnliche Verhältnisse in der großen Völkerwanderung im 4. Jahrhundert n. Chr. zu denken. Durch den Kaukasus wandert man auf dem geraden Wege oder südlich des Kaspischen Sees über Persien, andererseits durch die Kirgisen-Steppe, den Hindukusch und Pamir nach Indien. Immer neue Wellen stoßen in das



Fünfstrom-Land vor, setzen sich in den fruchtbaren Landstrichen am Indus fest und erfüllen erst einmal dieses weite Gebiet bis zum Ganges. Da das Ganges-Tal und Bengalen bereits dicht besiedelt sind, ist es ihnen nicht so ohne weiteres möglich, auch diese Gegenden in Besitz zu nehmen. Sie schieben sich vielfach nur als Herrenschicht über die dortigen Bewohner, ja sie knüpfen wohl schon sehr früh Beziehungen mit einflußreichen Familien der dortigen Bevölkerung an. Dadurch entsteht natürlich sogleich eine Rassenmischung. Die bisherigen Bewohner des Landes lassen sich zum Teil nach dem Süden, in die Halbinsel Dekan, oder nach dem Norden in die Berge verdrängen. Starke Minderheiten bleiben an Ort und Stelle.

Die Einwanderer bringen in das neue Land als richtige Ackerbauern sogar ihre erzbeschlagenen Pflüge mit, sie bauen mitteleuropäische Getreidearten an wie Gerste und Hirse. Erst viel später lernen sie den Reis von der unterworfenen Bevölkerung kennen. Sie wohnen in Dörfern – die Städte überlassen sie, besonders im Osten, den bisherigen Bewohnern – sie züchten Pferd und Rind, und zwar die europäischen Schläge, nähren sich von dem Fleisch ihrer Tiere, ohne sich von dem Abscheu der Alteingesessenen vor Fleischnahrung beeinflussen zu lassen. Ihre Toten verbrennen sie, wahrscheinlich üben sie auch schon damals die – freiwillig-gewaltsame – Witwenverbrennung, teilweise nehmen sie aber die Leichenbestattung der Einheimischen an. Sie selbst bezeichnen sich als Arier, die Unterworfenen als Nichtarier. In dem Wort Arier steckt unser Wort „Erster", das griechische Wort Aristos, von dem der Begriff „Aristokraten" herzuleiten ist. Arier und Nichtarier unterscheiden sich ursprünglich durch die Farbe, je heller und weißer ein Mensch ist, für um so reinrassiger wird er gehalten. Zum Schutze der Rasse führen sie eine

sehr umfangreiche Kastengesetzgebung ein. Ursprünglich bestehen die oberen Kasten aus Angehörigen der einwandernden Rassen. Noch damals müssen aber die Norden einen überwiegenden Anteil an diesen gestellt haben. Man wehrt sich gegen eine Vermischung mit der einheimischen Bevölkerung, Kinder aus Verbindungen mit den Unterworfenen gehen wie bei Römern und Germanen in die unterworfene Bevölkerung über. Man hat schon die Beobachtung gemacht, daß Rassenmischlinge meist keine günstigen Eigenschaften von ihren Eltern erben. So heißt es geradezu: Von einem Arier und der Tochter eines Nichtariers entspringt ein Wesen, das sowohl einem Arier wie einem Nichtarier ähnelt, wild in seinem Auftreten und in Grausamkeit schwelgend.

Da aber die Arier schon bei der ersten Einwanderung hie und da, besonders im Osten, vornehme Nichtarier in ihre Reihen aufgenommen haben, läßt sich der strenge Rassengrundsatz gar nicht durchführen, immer mehr wird die Kastengesetzgebung zu einem Schutz der einzelnen Stände. Da unter dem heißen Himmel Indiens die einwandernde Bevölkerung sehr stark der natürlichen klimatischen Auslese erliegt, europäische Kinder zum Beispiel heute noch sich nur schwer in Indien aufziehen lassen, ergibt sich bald eine Entnordung der arischen Bevölkerung. Diese wird auch dadurch vermehrt, daß „Aufheiraten von Frauen aus der nächstniedrigen Kaste in die höhere" (Günther) möglich sind. Mit dem alten arischen Blut verschwinden aber immer mehr auch die Vorstellungen der arischen Weltanschauung. „Das geister- und götterbeschwörende Opferwesen beginnt sich einzufressen. Diesen Zaubervorstellungen erliegt auch der den Opferlöffel schwingende und die Opferscheite schichtende Priester. Jeder Griff und jede Bewegung erhält einen geheimnisvollen Sinn. Aus dem Gebet, das ursprünglich nur eine starke Gemütserhebung ist, wird ein magischer, die Götter oder Dämonen zwingender zauberhafter Akt." (A. Rosenberg). Unter die lichten Heldengötter der arischen Zeit schieben sich die durch Grausamkeit, Wildheit und Sinnlichkeit ausgezeichneten düstern Gottheiten der Einheimischen ein. Anschauungen, die noch den Einfluß der gesunden nordischen Gedankenwelt verraten, schwinden immer mehr oder werden geradezu ins Gegenteil verkehrt. Vielfach ist es im alten Indien üblich gewesen, daß der Mann nach einem tätigen Leben in Familie und Staat sich in die Einsamkeit zurückzieht, um über sich und sein Verhältnis zur Welt nachzudenken. Voraussetzung ist aber dabei, daß der Betreffende schon Kinder hat, die seine Stelle in der Welt einnehmen. Erst dann soll er — oder auch beide Ehegatten gemeinsam — „in den Wald gehen". Aus diesem Gedanken der Weltüberwindung wird aber im Laufe der Entwicklung immer stärker die Abtötung der Sinne, eine Flucht vor den Aufgaben im Staate und der Familie, Weltverneinung und Ehelosigkeit. In dem Buddhismus erreicht diese Stimmung ihren Höhepunkt. Das tätige Leben in der Welt mit seinen Pflichten gegenüber der Gemeinschaft, die es durch Kinder fortzusetzen gilt, erscheint dem frommen Buddhisten nur noch als ein Zustand des Leidens, den man durch Abkehr von der Welt, durch Versenkung in das, was dem eigenen Seelenheile frommt, zu bekämpfen vermag. Damit tritt aber an die Stelle der Gemeinschaft, die das Denken des Indogermanen erfüllt hat, das eigene Ich, der Individualismus.

Jeder Lebenswille muß vernichtet werden, damit aber auch der Wille zur Fortpflanzung des eigenen Geschlechtes. Durch die geschlechtliche Askese erreicht der Buddhismus aber wohl wieder eine erneute Entnordung des Ariertums, da sich in den großen Zeiten des Buddhismus häufig gerade nordische Menschen ihm angeschlossen haben, die der Kampf, und wenn es auch nur ein Kampf gegen das eigene Selbst ist, angezogen hat.

In diesem Zusammenhang müssen wir uns auch noch kurz mit den Auswirkungen der nordischen Rasse in Zentral- und Ostasien beschäftigen. Wir wissen, daß verschiedene Stämme aus der alten Heimat der Indo-Iranier in Südrußland durch die russische Steppe bis tief nach Sibirien hineingezogen sind. In den Gräbern Sibiriens aus der Bronzezeit finden wir ebenso ihre Spuren wie in manchen Gegenden Ostasiens. Freilich braucht nicht jeder Mensch mit nordischen Rassezügen, wie wir sie heute noch bei den Wanderstämmen Zentralasiens und in unwirtlichen Hochgebirgsgegenden Chinas finden, auf diese Einwanderung indogermanischer Völker-

wellen zurückgeführt zu werden. Wir können auch sonst das Abwandern rein nordischer Stammesgruppen aus Norddeutschland nach dem Osten verfolgen, die vor der Entstehungszeit des Indogermanentums ihre alten Wohnsitze verlassen haben.

Bisweilen ist es auch vorgekommen, daß auf der Wanderung im Osten solche, ursprünglich bäuerlichen, Gruppen sich dem Wanderhirtentum angeschlossen haben, da das einfach die klimatischen Verhältnisse bedingt haben. Wir beobachten nämlich, daß jenseits der Verbreitungsgrenze der Rotbuche in der vorgeschichtlichen Zeit das Gebiet nomadisierender Völker beginnt. Anscheinend hängt das damit zusammen, daß man damals Sommergetreide nur in beschränktem Umfange zu züchten verstanden hat, Winteraussaaten aber durch den harten Frost vielfach vernichtet sind. Überall aber, wo die Norden auftauchen, nehmen sie die Stellen der Führerschichten ein. So treffen wir heute noch bei den Hirtenvölkern Zentralasiens bisweilen Häuptlinge, die durchaus nordische Rasseeigenschaften zeigen. Einen nordischen Rasseeinschlag vermuten manche Forscher sogar in den höheren Schichten Chinas und Japans.

Die Perser

Die Einwanderung der Perser erfolgt anscheinend wesentlich später als die der Inder. Wir wissen zwar, daß schon sehr früh Indogermanen sich im Iran gezeigt und dort alte Kulturen begründet haben. Persische Stämme werden aber erst um 900 v. Chr. in Nordpersien von ihren Nachbarn, den Assyrern, erwähnt. Auch die Perser haben sich ursprünglich Arier genannt, Land der Arier heißt nunmehr ihre Heimat, der Iran. Auf ihren Ursprung aus dem Norden verweisen alte Sagen, die von zehn Wintermonaten und nur zwei Sommermonaten berichten.

Auch sie sind Ackerbauern wie die übrigen Indogermanen. Für Zarathustra gelten die Ackerbauern geradezu als die Frommen und die Wanderhirten als die Ungläubigen. Wer Getreide anbaut, sagt Zarathustra, der baut das Gesetz (das Heil) an. „Wer am meisten Getreide baut und Weideländer und fruchttragende Pflanzen anlegt, wer trockenes Land bewässert und sumpfiges trockenlegt", der erfüllt am meisten die Gebote der Gottheit. Das Ackerland erhält der einzelne nicht als Eigentum, sondern nur als Lehen. Alle neunzig Jahre findet eine Neuverteilung des Landes statt. Wer seine Pflichten gegen den Staat als Krieger oder Beamter nicht erfüllt hat, dem wird das Land entzogen. Die Perser sind vortreffliche Reiter gewesen, ihre Reiterei war berühmt. Als Pferde benutzen sie einen Schlag, der mit dem asiatischen Pferd nicht zusammenhängt, sondern mehr Beziehungen zu dem nordwestdeutschen Kaltblüter besitzt. Noch in späterer Zeit holen sie sich ihre Pferde gern aus Armenien, da anscheinend bis dorthin europäische Pferde gelangt sind. In der alten Zeit bestellen sie ihre Felder selbst, wir haben noch kaum die Andeutung einer Standesschichtung bei ihnen.

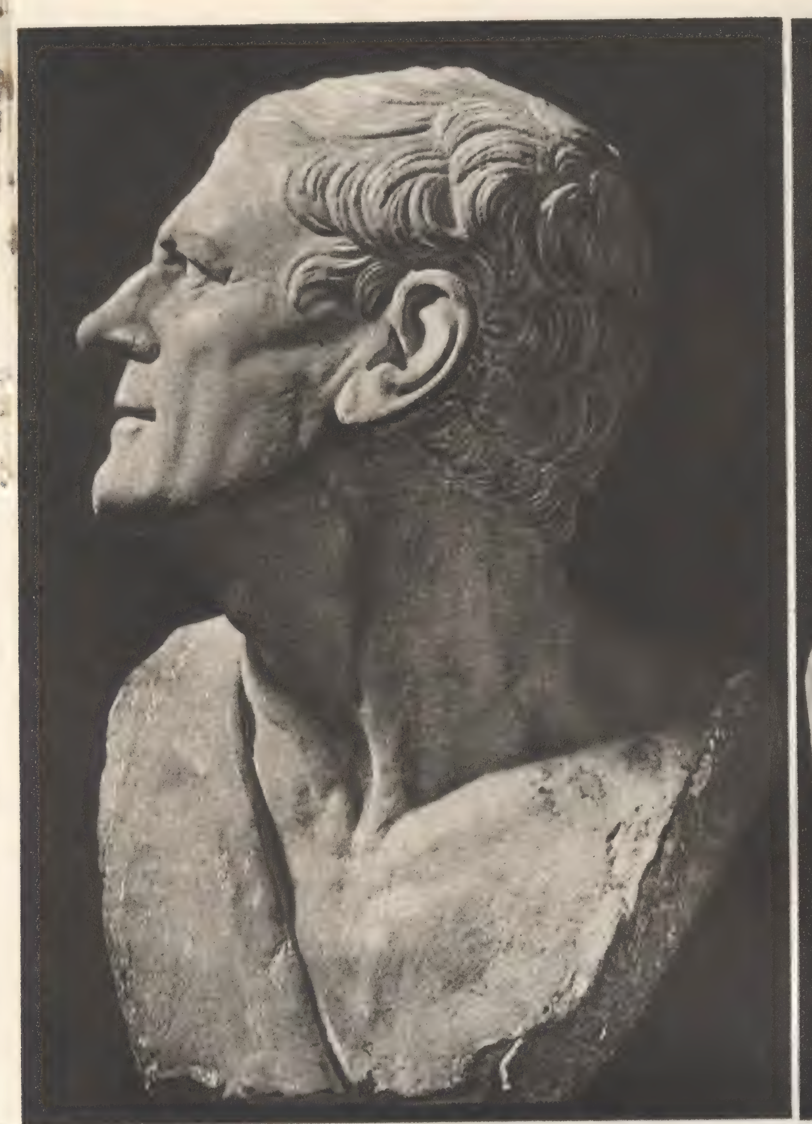
Etwa um 600 n. Chr. bildet sich ein Königtum aus, indem sich einer von den Stammesherzögen über die anderen erhebt. Daher auch die Bezeichnung: Großkönig. Unter dem König Kyros gelingt es ihnen, ganz Vorderasien und Ägypten zu erobern. Diese weite Verbreitung fördert natürlich das Selbstbewußtsein der Perser, ihr Staatswesen ist das erste der alten Zeit, das vorzüglich aufgebaut und verwaltet ist, sie führt aber mit zum Verfall der alten persischen Kraft. Sehr bald bildet sich jetzt eine Art ständischer Schichtung heraus, man unterscheidet Priester, Adelskrieger und Bauern. Alle drei Stände sind Arier, dadurch aber, daß sich der Adel von dem Bauerntum trennt, sinkt dieses teilweise in Bevölkerungskreise herab, die zu den unterworfenen, nichtarischen Bewohnern des Landes gehören. Der Adel verläßt größtenteils seine Güter und zieht in die Städte, da der König ihn dort als Beamten gebraucht. Im Anfang werden die Kriege noch durchaus von der arischen Schicht der Bevölkerung geführt, allmählich wird aber auch die nichtarische waffenfähige Mannschaft zum Heeresdienst herangezogen. Herodot erzählt uns, daß unter den 700 000 Kriegern, die das persische Weltreich gegen das kleine Griechenland aufgeboten hat, sich nur 24 000 Arier befunden haben. Sie bilden aber die Garde des Heeres, werden bei besonders wichtigen Aufgaben eingesetzt und erleiden natürlich auch dabei besonders schwere



Perseus
Nordischer Rassetyp in der griechischen Plastik



Die persischen Bildwerke haben ein nordisches Gesicht: Reliefköpfe auf dem Alexander-Sarkophag

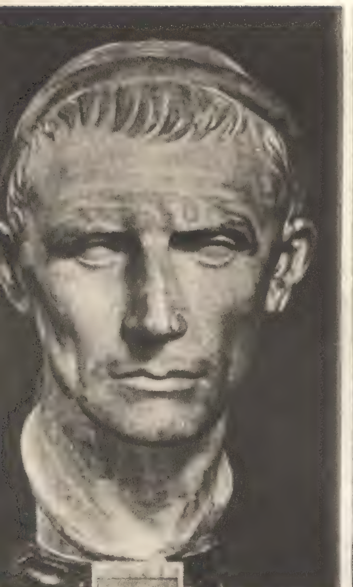


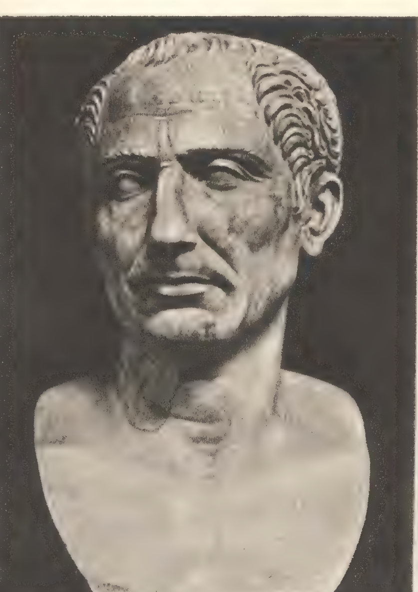

Nordischer Rasse sind auch die griechischen Helden



Römische Ringerplastik
von ausgesprochen nordischer Prägung

Unverkennbar nordische Rassemerkmale
zeigt die Caesarbüste






Nordische Gesichtszüge bei den Edlen des alten Roms

Verluste. Die Verstädterung und die Kriege tragen in gleicher Weise zur Entnordung der arischen Kreise bei.

Eine Rassengesetzgebung haben wir ursprünglich bei den Persern nicht gehabt. Entweder war die Zahl der Nichtperser nur gering oder aber diese nicht anziehend genug, um zu ehelichen Verbindungen anzureizen. Solange noch das Volk gesund gewesen ist und gesund empfunden hat, hat es durch Kinderreichtum immer dafür gesorgt, daß selbst große Verluste ausgeglichen sind. Wer am meisten Kinder hat, der wird besonders geehrt, und der König schickt ihm jedes Jahr ein beachtenswertes Geschenk. Für eine große Nachkommenschaft zu sorgen, ist bei Zarathustra höchste Pflicht: „Hoch steht der Mann, der eine Ehefrau hat, über dem, der keine hat; derjenige, der einen Haushalt hat, über dem, der nichts hat; derjenige, der Kinder hat, hoch über dem Kinderlosen."

Infolgedessen ist die Lehre Zarathustras mit ihrem Kampf für die sinnvolle Ordnung in der Welt auch für die Erhaltung der arischen Schichten bei den Persern von außerordentlicher Bedeutung gewesen. Jeder einzelne wird aufgerufen, diesen Kampf in seinem eigenen Leben zu führen und zu zeigen, daß er alle Hemmungen des Lebens unterdrückt, dagegen alles unterstützt, was das Leben in weitestem Umfange fördern kann. Die Weltanschauung Zarathustras gehört dadurch zu den großartigsten Leistungen, die aus dem Geist nordischen Denkens geschaffen sind. Freilich trägt auch sie schon Spuren des Verfalls. Sie fügt in das Vorstellungsleben der Perser die Gestalt eines Heilandes ein. Dieser Heiland soll die Welt erlösen. Der Erlösungsgedanke ist aber an sich schon etwas Unnordisches, er entspricht dem vorderasiatischen Rassecharakter, der stets die Spannung zwischen Leib und Seele erlebt und deshalb ein Bedürfnis empfindet, von dieser Spannung in irgendeiner Form erlöst zu werden. Dieser Ausgleich kann geschaffen werden durch die Abtötung der Sinne, oder aber indem die Sinne eine Verbindung eingehen mit der Seele. Eine solche Verbindung findet auf vorderasiatischem Boden vielfach statt, in der Form der geschlechtlichen Hingabe, in „der Verquickung von Heiligtum und Bordell". In der späteren Zeit, als die reine Lehre Zarathustras bereits verfallen ist, finden auch diese vorderasiatischen Gedanken Eingang in der persischen Religion durch die Verehrung einer Fruchtbarkeitsgöttin.

Solche Vorstellungen haben sich aber nur verbreiten können, weil die Entnordung bereits sehr stark vorgeschritten ist, und vorderasiatische Rassetypen immer größere Bedeutung gewonnen haben. Trotzdem behauptet die alte Kraft sich auch noch nach dem Untergang des persischen Reiches zur Zeit Alexanders des Großen. Im Partherreich werden die Perser sogar den Römern gefährlich und halten mit Tapferkeit und Umsicht die Grenze an den mesopotamischen Flüssen. Wie gering aber die Zahl der alten Arier damals bereits geworden ist, ersehen wir daraus, daß im Heer nur noch 4000 Arier vorhanden sind. Ruhmvoll führen sie den Kampf weiter gegen den Nachfolger Roms, die Byzantiner, aber ihre Kraft erliegt schließlich, als von Norden und Westen Feinde gegen sie eindringen. So haben die mohammedanischen Araber ein verhältnismäßig leichtes Spiel. 651 n. Chr. unterwerfen sie sich das persische Reich. Der persische Adel, damit wohl der letzte Rest nordischer Rasse, wird im Kampfe vernichtet; was sich der Zwangsbekehrung zum Islam nicht fügen will, wandert aus, noch heute leben mehr als 100 000 Parsi in der Gegend von Bombay in Indien.

Der heutige Perser hat kaum noch irgendwelche Ähnlichkeit mit den arischen Bewohnern des Landes. Was sie mit diesen verbindet, ist nur der gleiche Name.

Die Griechen

Schon früh hat man erkannt, daß Griechen, Römer und Germanen in einem besonders engen Verhältnis zueinander gestanden haben müssen. Wir finden Ausdrücke, vor allem Namen, die in zwei Sprachen aneinander anklingen, dazu kommt, daß alle drei ein sehr enger kultureller Zusammenhang verbindet. Die Römer haben die Kultur der Griechen einfach übernommen und zur Kultur der Antike ausgebildet. Kein Volk hat aber stärker um das Verständnis der antiken Kultur gerungen als

unser deutsches, keines die großen Schöpfungen der alten Kunst tiefer nachempfunden als wir.

Die Heimatsitze der Griechen und Römer müssen irgendwie nahe beieinander gesucht werden. Anscheinend haben die Griechen in Ungarn, die Römer mehr in den Ostalpen gesessen.

Noch in der Steinzeit, also etwa 2000 v. Chr., sind die ersten Einwandererwellen nach Griechenland vorgedrungen. Sie haben nach Griechenland das Rechteckhaus aus Holz mit der Vorhalle und steilem Giebeldach gebracht, die Vorstufe des griechischen Tempels, das wir aber auch durch die Ausgrabungen überall in Griechenland festgestellt haben. Bisweilen findet sich die erste griechische Schicht mit dem Rechteckhaus über der alten vorindogermanischen Kulturstufe, mit dem Rundhaus der Mittelmeerkultur. Auch der Wanderweg läßt sich teilweise noch im einzelnen verfolgen. Sie sind die großen Flußtäler, die nach dem Süden weisen, hinuntergezogen. Als Herrenschichten haben sie sich über die unterworfene Bevölkerung gelagert, sie bauen mächtige Herrenburgen, ähnlich wie die Ritter im Mittelalter. Diese schwache Schicht wird durch immer stärkere Nachschübe aus dem Norden verstärkt, zum Teil verdrängen aber auch die späteren Eindringlinge die ersten Einwandererwellen. Diese ziehen dann über das Meer an die Küste Kleinasiens und lassen sich dort nieder. Im vollen Licht der Geschichte erfolgt die dritte Einwanderung. Es sind die Dorier, die bis zum Süden vorstoßen und dort den spartanischen Staat begründen. Diese Dorier haben in Sprache und Gewohnheiten am stärksten den alten nordischen Einschlag bewahrt und sich dadurch deutlich von den übrigen Griechen abgehoben.

Natürlich haben aber auch die vorindogermanischen Bewohner ihre alten Sitze behalten. Sie gehören im wesentlichen der westischen Rasse an. In Ortsnamen kann man ihre Spuren noch heute entdecken. Schon früh haben die Einwanderer Anschauungen der mittelmeerischen Kultur übernommen. Vielfach haben aber wohl beide Vorstellungskreise einfach nebeneinander bestanden.

Auch hier treten die Indogermanen als Ackerbauern in das eroberte Land ein. In den homerischen Gedichten hat der Edelmann immer noch sein Landgut, er haust auf dem Lande, fern von der Stadt, die Städte sind scheinbar nur von den Nichtindogermanen bewohnt. So hat Sparta bis zum Untergang den Eindruck eines großen, weitschichtig angelegten Dorfes gemacht. Auch in Griechenland bildet sich bald ein Unterschied zwischen den Adelsbauern und der einfacheren bäuerlichen Bevölkerung heraus, wie wir das ja bereits mehrfach beobachtet haben. Nur in Sparta können wir diese Entwicklung nicht feststellen. Die Dorier bleiben Adelsbauern, wie sie das bei ihrer Einwanderung gewesen sind. Da aber in Sparta die Einwandererschicht nur schwach gewesen ist, und sie sich in keiner Weise mit der übrigen Bevölkerung hat vermischen wollen, so bleibt der erwachsene Mann in Sparta selbst und übergibt die Bewirtschaftung seines Gutes seiner Frau, die auf dem Lande wohnt. So haben wir hier in Sparta eine ausgesprochene Kriegerschicht, allerdings auf bäuerlicher Grundlage.

Rassenmischung ist ursprünglich auch in den übrigen Teilen Griechenlands nicht erlaubt gewesen. Die Frau soll freier Geburt sein und aus demselben Staate stammen wie ihr zukünftiger Ehemann. Überall besteht die Pflicht, durch eine starke Nachkommenschaft für das Weiterbestehen der Rasse zu sorgen.

Der Verfall nordischen Rassegeistes erfolgt durch die Ausmerze in den Kriegen, vor allem aber durch das Eindringen geldwirtschaftlicher Anschauungen. In den athenischen Verfassungen wird der Mann nicht mehr bewertet nach dem Grundbesitz, sondern nach dem Vermögen, das er hat. Spartas Kraft erliegt, als das Erbhofrecht aufgehoben wird, die Güter käuflich sind. Da die politischen Entscheidungen in der Stadt gefällt werden, ist es notwendig, daß man in der Stadt wohnt. Mit der Aufgabe des ländlichen Wohnsitzes tritt aber schon ganz allein ein starker Sitten- und damit Rassenniedergang ein. Auch die rein bäuerliche Schicht der Bevölkerung zieht immer stärker in die Städte, da es hier leichter möglich ist, zu Vermögen und damit zu Ansehen zu gelangen. Die Kämpfe um die Vorherrschaft in Griechenland zwischen Athen und Sparta entnorden das Land. Die Stelle der alten nordischen Führer nehmen immer mehr gewissen-

lose Demagogen ein. Menschen vorderasiatischer Rasse schieben sich vor, die eine starke Einfühlungsmöglichkeit besitzen. „Das Geld und mit ihm der Untermensch, hatte bereits über das Blut gesiegt; richtungslos beginnt der Hellene sich mit Handel, Politik, Philosophie abzugeben; widerruft heute, was er gestern gepriesen hat; der Sohn vergißt die Pietät gegenüber dem Vater; die Sklaven aus allen Weltteilen rufen nach „Freiheit"; die Frauen- und Männergleichheit wird verkündet. Aus Mangel an Männern werden wildfremde „Athener", wie später aus Ostjuden „Deutsche", „Staatsbürger". (Rosenberg.)

Mit dem Verfall der Rasse und der Sitten beginnt auch der Verfall der Religion. Aus dem Untergrund der alten mittelmeerischen Anschauungen dringen religiöse Übungen hervor, die ganz in vorderasiatischer Weise eine Steigerung der Persönlichkeit über sich hinaus versuchen.

Die hemmungslose Befriedigung des Geschlechtstriebes, die hierbei gefordert wird, führt zu vollkommenster Rassenmischung, die mutterrechtliche Vorstellung, die diesem Kulturkreis eignet, verlangt bei diesen Festen von den Männern sogar Frauentracht und entwertet damit den Mann ebenso wie die Frau. An die Stelle der Ehefrau tritt die Geliebte, gleichgeschlechtliche Liebe nimmt immer größeren Umfang an. Der Grieche, einst der Träger einer der größten und gewaltigsten Kulturen Europas, erscheint dem Römer nur noch als verabscheuenswertes, lächerliches Geschöpf, ganz Griechenland erliegt der Entvölkerung. Im Jahre 120 n. Chr. hat der Peleponnes nur noch 3000 waffenfähige Männer, während er 500 Jahre vorher zur Schlacht bei Plataä 80 000 Mann aufgeboten hatte. Und wenn diese wenigstens vollwertig gewesen wären! Durch die freiwillige Geburtenbeschränkung hat sich der beste Bestandteil des griechischen Volkes, die bewußt hochgezüchtete Nordrasse, immer stärker ausgeschaltet. Sklaven aus aller Welt und ihre Nachfolger, der Abschaum der Hafenstädte, treten an ihre Stelle und überflügeln durch Geburtensieg sehr schnell die alten vornehmen Familien. Heute sieht man in Griechenland keinen nordrassigen Menschen mehr, dafür aber um so mehr Vorderasiaten.

Die Römer

Auch in Italien können wir drei verschiedene Einwanderungswellen annehmen. Die erste erfolgt von Griechenland aus. Gleich bei Beginn der Indogermanisierung Griechenlands in der Steinzeit setzen nordische Schichten über die schmalste Stelle des Adriatischen Meeres und lassen sich an der gegenüberliegenden Küste nieder. Sie sind deutlich erkennbar durch das Rechteckhaus und die Kulturreste, die dieser Stufe entsprechen. Bald danach treten an der ganzen Ostküste Italiens deutliche Spuren des Donaukreises zutage. Sie verbreiten sich über die Halbinsel, finden aber keinen Eingang in Mittelitalien, das durch den Apenninbogen vor ihrem Zugriff geschützt ist. Der dritte und wichtigste Zustrom erfolgt vom Norden her über die niedrigen Pässe der Ostalpen. Dieser hat wohl am meisten nordisches Wesen und nordische Art nach Italien gebracht. Aber auch ihm gelingt es nicht, das etruskische Gebiet zu erobern.

So sind die Unterschiede zwischen Römern und Griechen von vornherein gegeben. Sie bestehen einmal in der andersgearteten Rassenbeimischung: In Griechenland stärkere dinarische, in Rom stärkere ostische und fälische Einschläge, die sich auch auf den Bildern von Römern und Griechen bemerkbar machen. Dann aber hat die Indogermanisierung Italiens nie den Umfang angenommen wie die Griechenlands, weil es den Römern erst im 4. Jahrhundert v. Chr. gelungen ist, das große etruskische Gebiet zu unterwerfen. Von den Etruskern stammt die besondere Form des italischen Hauses, die nicht nordische, sondern altmittelmeerische Art zeigt, die Ahnenverehrung im Hause, der Gladiatorenkampf, viele abergläubische, ja unzüchtige gottesdienstliche Gebräuche.

Wohl wehrt sich anfangs der gesunde Sinn nordischer Bauernart aufs energischste gegen jede Verquickung mit diesem ihm fremden Wesen. Die Einwanderer schließen sich ganz bewußt dagegen ab. Sie verbieten jede Verbindung mit der fremden Bevölkerungsschicht, leben als Bauern auf ihrem Erbhof, wie wir das überall im Bereich der indogermanischen Kultur kennengelernt haben. Sie sind die

Patrizier; ihnen stehen als Unterworfene und Fremdrassige die Plebejer gegenüber. Anscheinend sinken aber auch hier Angehörige der eigenen Schicht in die Masse der Plebejer hinab. Diese erhält Zuwachs an nordischem Blut durch die Eroberungen der Römer, die nur einen geringen Teil der indogermanischen Einwanderer bilden. Schon bei der Gründung der Republik muß man ihr einige Rechte gewähren; vielleicht hat man schon damals angesehene Plebejer in die Reihen der Patrizier übernommen. Da die eigene Zahl für die großzügigen Eroberungspläne der ehrgeizigen Römer in keiner Weise ausreicht, gibt man den Plebejern die gleichen staatsbürgerlichen Rechte, ja man übernimmt sogar angesehene Familien der Etrusker in den Stand des Patriziats. Aber noch immer überwiegt die alte Bauernkraft und Bauernart der nordischen Schicht. Mit unerhörter Energie kämpft man den schweren Kampf gegen die asiatischen Punier durch.

Aber gerade dieser Krieg, der die ganz große Entfaltung römischer Eigenart zeigt, der die römische Weltherrschaft einleitet, führt letzten Endes den Verfall herbei. Je mehr sich Rom ausbreitet, um so stärker dringt von allen Seiten unrömisches Wesen ein; schon im 3. Jahrhundert wird Rom der Spielplatz vorderasiatischer Geldleute. Auch hier zersetzt geldwirtschaftliches Denken fremdrassiger Beimischungen das gesunde bäuerliche Empfinden; der Bauernstand erliegt zuerst.

Die entwurzelten Bauern strömen in Rom zusammen; durch einen „Almosensozialismus" sucht man sie bei guter Laune zu erhalten und macht aus ihnen ein arbeitsscheues Gesindel. Seitdem haben die schwierigen Fragen eines großstädtischen Proletariats Rom nicht mehr losgelassen. Mutterrechtliche Anschauungen überwuchern; vorderasiatische religiöse Gebräuche nisten sich ein; aus der Großstadt überzieht der religiöse und sittliche Zerfall allmählich das ganze Land. Wohl versuchen Männer wie der rein nordische Sulla oder Augustus den Untergang aufzuhalten. Aber die Widerstandsmöglichkeit schwindet immer mehr.

Bald ist der kampfentwohnte Italiener nicht einmal imstande, den Kriegsdienst an der Grenze zu versehen; Barbaren aus dem Norden übernehmen seine Stelle, siedeln sich an der Grenze und später auch im Innern des entvölkerten Reiches an. Sogar die Kaiser holt man sich aus den Kreisen der Fremdrassigen, der Syrer und Afrikaner. Das Christentum mit seiner Lehre von der Gleichheit aller Menschen fördert den Ausgleich aller Rassen, aller Völker, aller Stände, stärkt die Neigung zur Weltflucht und Weltverneinung, ohne der Sittenlosigkeit steuern zu können.

Schon zu Beginn der Kaiserzeit besteht die Unterschicht aus 90 v. H. Fremdrassigen, Nachkommen der Sklaven, die sich zu vielen Tausenden in den Großstädten ansammeln. Empfängnisverhütung läßt die Zahl der Bürger aus höheren und mittleren Ständen immer mehr abnehmen. So schenkt man häufig Sklavinnen die Freiheit, wenn sie drei oder mehr Kinder geboren. Ja, man begünstigt sogar Kinderaufzucht in den Sklavenkreisen. Bald führen Freigelassene die Staatsgeschäfte, ihre Kinder sitzen im Senat. Aber auch ihre Familien sterben in der dritten oder vierten Generation aus. Nur der wirkliche Pöbel hält sich. Juden und Vorderasiaten spielen einflußreiche Rollen und „bilden das Ferment der Dekomposition" (Mommsen).

Wohl geben die Germanen dem „Allerweltsreiche" noch einen gewissen Halt, aber der Untergang Roms in der Völkerwanderung verleiht den tatsächlichen Verhältnissen nur entsprechenden Ausdruck; die Herrschaft übernimmt nun auch rechtlich das Germanentum. Alle Kräfte der antiken Kulturwelt sind erschöpft, das Land infolge der Kinderlosigkeit verödet; es ist ein erschreckender Verfall auf allen Gebieten, den diese Rassen- und Kulturmischung zeigt.

So gewährt uns unsere Übersicht stets das gleiche Bild: wohin die nordischen Menschen kommen, erhebt sich ihre staaten- und kulturbildende Kraft. Sobald man aber die Gesetze des Lebens und des Blutes mißachtet, beginnt der Verfall, der zum völligen Niedergang führt. Nur wohin im Mittelalter Blutzuströme aus dem Norden treffen, erblüht neues, kraftvolles Leben, eine neue Kultur.

Was jeder Deutsche wissen muß

Vor hundert Jahren kostete die Beförderung eines Briefes von Deutschland nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika ungefähr 6,50 RM. Früher wurde die Post mit Segelschiffen befördert, deren Fahrtdauer sich nach der Witterung richtete und Wochen oder Monate währte.

Heute kostet die Beförderung eines Briefes nach Amerika von 20 g 1,45 RM., wenn sie per Schiff und Flugzeug erfolgt. Die Beförderungsdauer beträgt dann 5 – 7 Tage. Es handelt sich dabei um den Zu- und Nachbringedienst der Luftpost, das heißt, die Post wird den Schiffen auf hoher See vom Festlande durch Flugzeuge nachgebracht und dann, lange bevor das Schiff den anderen Kontinent erreicht, von diesem mittels Flugzeug zur nächsten Poststation in Amerika transportiert.



Deutschland besitzt zur Zeit noch etwa 200 Segelschiffe, von denen „Gorch Fock" mit 1500 Brutto-Register-Tonnen und 10 800 Quadratmeter Segelfläche eines der größten ist.



Die angeblich ältesten deutschen Eichen stehen im Park des Grafen von Plessen in Ivenack in Mecklenburg. Sie sollen auf ein Alter von 1100 Jahre zurückblicken.



Die umfangreichsten Salzlager der Erde besitzt Deutschland. Das größte Steinsalzlager befindet sich in Sperenberg und weist eine Mächtigkeit (Dicke) von 1 132,64 Metern auf. Kalisalz wird an etwa 50 Stellen in Deutschland gefunden.



Von verheirateten deutschen Frauen im Alter von 15 bis 45 Jahren war im Jahre 1890 jede Frau auch Mutter. Im Jahre 1910 war nur jede vierte Frau noch Mutter, im Jahre 1925 nur noch jede siebente. Im Jahre 1930 aber hatte schließlich nur noch jede achte deutsche Frau ein Kind!

Während Deutschland keinerlei Kolonialbesitz mehr hat, beläuft sich der französische zur Zeit auf über dreieinhalb Millionen Quadratmeilen; der englische auf über zwei Millionen, wobei die Dominions noch nicht einmal mitgerechnet sind; der belgische auf eine Million, während der Kolonialbesitz Portugals, das bekanntlich nur sechseinhalb Millionen Einwohner hat, achthunderttausend Quadratmeilen beträgt.

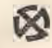


Auf dem Lande und in der Kleinstadt (Gemeinden unter 15 000 Einwohner) trafen im Jahre 1930 auf 500 Einwohner 10,35 lebend geborene Kinder. Dem standen in der Großstadt (Gemeinden über 100 000 Einwohner) nur 6,5 lebend geborene Kinder gegenüber, und doch war ein Anschwellen der Großstadtbevölkerung und ein Rückgang der Landbevölkerung zu verzeichnen. Eine durch keine Maßnahmen gehinderte Landflucht der bäuerlichen Bevölkerung war die Ursache dieser Erscheinung.



Verglichen mit dem Stand der Autoindustrie im Jahre 1932 in allen europäischen Ländern ist Deutschland in dieser Industrie jetzt führend. Die Zulassungssteigerung ist in Deutschland um 99,5 v. H. gestiegen.

Damit läßt es die Zulassungssteigerung der anderen europäischen Länder weit hinter sich zurück. Als nächster Staat folgt Ungarn mit einer Steigerung von 66,1 v. H., dann Italien mit 53,3 v. H., dann Rumänien mit 44,2 v. H., Irland mit 31,7 v. H., während England nur eine Steigerung von 20,8 v. H. aufweist. Die Zulassungssteigerungen der skandinavischen Staaten sowie der Tschechoslowakei liegen etwa zwischen 18 und 19 v. H. Die geringste Steigerung verzeichnet Frankreich mit 10,5 v. H.



Im Durchschnitt verbraucht jeder Deutsche im Jahr 20 Pfund Seife. Er hält damit allen Nationen der Welt gegenüber den Rekord im Seifenverbrauch.

Aus der Geschichte der Bewegung

Hans zur Megede:

Hakenkreuz am Stahlhelm...

Während Deutschland im November 1918 zusammenbrach und das Westheer an den Rhein zurückging, strebten auch die Truppen im Osten der Heimat zu. Seit dem deutsch-russischen Frieden von Brest-Litowsk 1917 hatten sie weite Gebiete der Ukraine und Polens besetzt gehalten, um von dort die Zufuhr großer Getreidemengen nach Deutschland zu sichern, die das Reich zur Versorgung von Armee und Heimat im Kriege dringend brauchte. Diese Aufgabe war mit Abschluß des Waffenstillstandes von Compiègne beendet.

Der Rückmarsch über die winterlichen Gefilde Rußlands gestaltete sich aber nicht allein schwierig durch Frost und Schnee in diesen unwirtlichen Gegenden, sondern er wurde zu einem regelrechten Kriegszug gegen bolschewistische Banden, die sich den Truppen beutegierig in den Weg stellten.

Das änderte sich in Polen nur insoweit, als die Bolschewisten durch stärkere Abteilungen polnischer Revolutionäre abgelöst wurden. Nach dem Zusammenbruch Rußlands und der Mittelmächte erwachte das polnische Volk zu einem leidenschaftlichen Nationalismus und sah am politischen Horizont die Morgenröte seiner Selbständigkeit aufsteigen. Daß es sich dabei auch gegen Deutschland richtete, welches seit 1915 Garant der Neuerstehung des Polenreiches gewesen war, gehört in ein besonderes Kapitel tragischer Verwicklungen, aus denen die jüdische Propaganda besonders stark hervortrat. Durch sie wurde den Polen auf Kosten Deutschlands die „Wiedergeburt aus der Bluttaufe" verheißen, die — nach den Ausführungen des Oredownik von 1900 — „abhängig ist von der politischen Rolle, zu der Preußen in dem für das Reich natürlich unglücklich verlaufenden Kriege der Zukunft degradiert wird". Achtzehn Jahre später hatte sich diese jüdische Sehnsucht erfüllt.

So war es kein Wunder, daß auch in Posen die fälschlich sozial genannte Revolte des 10. November 1918 in eine national-polnische abgebogen wurde. Der deutsche Arbeiter- und Soldatenrat tagte „paritätisch" mit dem „Polnischen Volksrat". Unter der Devise „Fort mit der Reaktion" hatte man es eilig, deutsche Beamte durch polnische zu ersetzen. Eine Maßnahme, die Hindenburg zu der Anregung veranlaßte, sofort zuverlässige Truppen nach Posen zu senden.

Scheidemann, dem es völlig gleichgültig war, ob im Osten deutsches Land besetzt wurde, hielt das für überflüssig und schickte zunächst den Landesverräter Hellmuth von Gerlach nach Posen. Gerlach war erst vor kurzem aus dem Himmel eines alldeutschen Hurrapatriotismus in die Suhle pazifistischer Jüdelei gefallen. Mit der Gewissenlosigkeit eines verlumpten Charakters leistete er den Wünschen der Polen Vorschub, wo er konnte, war ein viel gefeierter Gast ihrer Feste, trank ihren Sekt und lispelte zwischen brechenden Hummerscheren: „Fabelhaft, wie Sie das alles machen!"

Um danach in Berlin zu berichten: „Das Verantwortungsbewußtsein der polnischen Behörden hat mich mit Befriedigung und wirklicher Hochachtung erfüllt..."

„Also ist die Entsendung von Truppen unnötig!" trumpfte der Unabhängige Sozialdemokrat Barth, einer der wildesten Revolutionsschürer in Berlin, auf und schrie nach Laternenpfählen für die Offiziere.

Leicht fiel es so dem Polnischen Volksrat, sich am 6. Dezember 1918 als Landesregierung in Posen zu etablieren. Noch leichter Herrn Paderewski, wenige Tage darauf in Posen einzuziehen.

Da peitschten, wenig später, Schüsse durch die Stadt. „Polnische Schüsse!" stellte Blankerz fest, ein deutscher Soldatenrat, der sich zu spät

auf das Blut seiner Väter besann. Er wurde von Sokols umgebracht. Die anderen Soldatenräte, bestochen mit feindlichem Gelde, intrigierten dafür um so mehr zugunsten der Polen.

Indes, der Mord entfachte die Flamme des Abwehrkampfes. Das Grenadier-Regiment Nr. 6, mürbe und müde von der Westfront heimgekehrt, stand gegen die Eindringlinge auf und trieb sie in hartnäckigem Angriff vor sich her durch die Straßen, aus der Stadt, die das Regiment nun hielt gegen Divisionen schwerbewaffneter Feinde.

In Berlin aber hatten die Ebert und Scheidemann darum schlaflose Nächte. Von ihnen gesandt, wankte einige Tage darauf der SPD.-Minister Ernst, einer alttestamentarischen Sagengestalt gleich, durch Posen in Begleitung des Unterstaatssekretärs Göhre.

„Sofortige Zurückziehung des 6. Grenadier-Regiments!" forderten die Polen.

„Wie Sie wünschen", antwortete Ernst. Und sorgte dafür, daß die Truppen abziehen mußten.



Danach konnten die Polen auf Graudenz, Bromberg und Kattowitz vordringen, obwohl ihnen der Weg dorthin durch gleichsam aus dem Boden gestampfte Freiwilligen-Formationen bitter schwer gemacht wurde. Zurückgeschlagen jedoch konnten sie mit den äußerst geringen deutschen Kräften nicht werden.

Statt diese zu unterstützen, liebäugelte Ebert mit den Soldatenräten und folgte der Einflüsterungen der Juden Landsberg und Rathenau, als er den Offizieren am Wahltag zur Nationalversammlung das Tragen von Rangabzeichen verbot. Das war die Anerkennung der Sozialdemokratie für die Befreiung Berlins von der spartakistischen Gewaltherrschaft, die im Reich noch lange nicht gebrochen war.

In Bremen wurde das von der Front einrückende Infanterie-Regiment Nr. 75 von Soldatenräten in eine Falle gelockt und von rotem Pöbel entwaffnet. Da entsann man sich wieder der Offiziere. Die Regierung flehte den Obersten Gerstenberg förmlich an, in die alte Hansestadt mit seinem Freikorps einzumarschieren. Die Besetzung gelang, jedoch unter schweren Verlusten in einem wilden Straßenkampf. Gleichzeitig wurde in Hamburg der rote Terror gebrochen und das von Plünderern heimgesuchte Wilhelmshaven durch die neugegründete Marinebrigade Ehrhardt gesäubert.

An Rhein und Ruhr hatte sich eine „Neunerkommission", bestehend aus Unabhängigen und Mehrheitssozialisten, aufgetan, die die Bergwerke in Beschlag nahm und die Bevölkerung in bolschewistischen Tobsuchtsanfällen drangsalierte. General von Watter, der kommandierende General des 7. Armeekorps, befahl darauf die Auflösung des Soldatenrats.

„Wer es wagt, die Errungenschaften des 9. November anzutasten, den werden wir wie einen Hund erschlagen", war die Entgegnung des Soldatenrats, der im Anschluß den Generalstreik proklamierte. Raub und Plünderungen setzten nun in verschärfter Form ein.

Da stieß von Bremen aus General von Roeder, später vereinigt mit dem Freikorps Lichtschlag, vor und überwand die von den Roten aufgeworfenen Barrikaden nach einem hartnäckigen Ringen, das sich durch Wochen hinzog. Essen, Dortmund, Gelsenkirchen und Düsseldorf gehören zu den Etappen dieser Kämpfe.

Auch in Mitteldeutschland wütete der Pöbel. In Weimar sorgte General Maercker mit seinem Landesjägerkorps dafür, daß die inzwischen einberufene Nationalversammlung unbehelligt tagen konnte. Mit einem Teil seiner Truppen mußte Maercker dann nach Gotha marschieren, das sich unter Abgabe einer blutrünstigen Kriegserklärung zum Austritt aus dem Deutschen Reich verstiegen hatte.

Kaum aber war hier die Ordnung wiederhergestellt, da verlangte Halle den Schutz des Landesjägerkorps. Bei der Besetzung gerieten die Truppen jedoch in schwere Bedrängnis. Am Rathaus wurde ein Zug Infanterie von dem massenhaft auftretenden Mob überfallen, entwaffnet, mißhandelt und Maercker selbst die Nacht hindurch in der Post belagert.

Am Morgen machte sich Oberstleutnant von Klüver, im Kriege Generalstabschef einer Armee, in Zivil auf, um die Lage zu erkunden. Er wurde von der Menge erkannt, halb totgeschlagen und in die Saale geworfen. Schwimmend versuchte er sich zu retten; doch als er bereits das Ufer erfaßt hatte, zertrat das Gesindel die Hände des Oberstleutnants und stieß ihn ins Wasser zurück. Nach abermaligem Auftauchen aus den kalten Fluten wurde der verdienstvolle

Offizier niedergeknallt. Die Antwort der Truppen auf diese viehische Roheit war ein rücksichtsloses Durchgreifen, das die Einnahme der spartakistischen Hochburg an der Saale und Ernüchterung in das mitteldeutsche Streikgebiet brachte.

Auch in Braunschweig war Spartakus nicht müßig geblieben. Dort hatte der Schneidergeselle Merges eine kleine Rätemonarchie mit seiner „Freundin" aufgemacht, der es an der Zeit schien, das mühselige Handwerk des Flaschenspülens mit der Rolle einer Herzogin von Braunschweig und Cumberland zu vertauschen. Ein Traum, der, trotz tätiger Beihilfe der aus Berlin vertriebenen Schürer Eichhorn und Dorenbach, durch die Landesjäger Maerkers zunichte gemacht wurde.

In Königsberg schaltete der Musikhausbesitzer Schöpper über Wohl und Wehe der Bevölkerung in übelster Weise. Da er sich weigerte, mit seinen Pseudomatrosen und Kellerbohemiens freiwillig die Waffen zu strecken, eröffneten in der Frühe des 3. März 1919 die Geschütze des Hauptmanns Brettmann das Feuer auf Ordensschloß und Roonschule. Oberleutnant Gerd säuberte darauf die Stadt mit seinen Jägern an einem Tag.



Doch all das brachte nur scheinbar Ruhe. Drückend lastete die politische Schwüle über dem Reich; Streiks und Gegenstreiks jagten einander; es gärte und brodelte unter der Oberfläche; die angemaßten Autoritäten fanden mangels blutlicher oder geistiger Legitimation fast nirgends innere Anerkennung. Einsam stand da der Freikorpsmann als einziger Ruhepol im Wellenspülicht des Zwischenreiches.

Zum Präsidenten dieses Reiches hatte die Nationalversammlung, am 6. Februar 1919 im Nationaltheater zu Weimar eröffnet, den Sozialdemokraten Ebert gewählt. „Laßt ab von der Selbstzerfleischung", hieß es in seiner Osterbotschaft, „tut die Augen auf vor dem Abgrund, überwindet euch, arbeitet!" Aber trotz dieser schönen Worte tat Ebert wenig, taten die Drahtzieher um ihn nichts zum Schutze jener, die selbstlos und treu ihr Leben einsetzten, um Deutschland vor dem völligen Zerfall zu bewahren. Nicht nur, daß diese Regierung die Maßnahmen Hindenburgs durchkreuzte, die der Feldmarschall zur Befreiung Posens und Westpreußens von den Polen ergriffen hatte, sondern darüber hinaus ließ man es zu, daß Abgeordnete der Unabhängigen Sozialdemokratie, insbesondere der jüdische Rechtsanwalt Haase, die Freikorpssoldaten in wüsten Ausfällen als „Kapitalistenknechte", „Mörder" und „Noskehunde" bezeichneten. Nur zu oft beteiligten sich die Parteifreunde Eberts an derartigen Schimpfkanonaden, unterstützt von den Juden der Demokratischen Partei und stets ermuntert von den lächelnden Jesuiten des Zentrums.

Da diese Parteien, aus den Januarwahlen 1919 als Parlamentsmehrheit hervorgegangen, neben den Unabhängigen nur eine schwache Opposition der Rechten in den Abgeordneten der Deutschnationalen und Deutschen Volkspartei gegen sich hatten, so konnten sie sich zur „Weimarer Koalition" zusammenschließen. Ihre hauptsächlichsten Vertreter in der neugebildeten Reichsregierung waren: Scheidemann als Ministerpräsident, Noske als Wehrminister und Erzberger (ohne Portefeuille) als Referent für die Friedensverhandlungen.

In farbenfrohen Bildern prophezeiten diese Schwätzer dem deutschen Volk eine glückliche Zukunft und behandelten den Kriegsausgang als Bagatelle, als winzigen Wermutstropfen in dem Freudenbecher jener „Segnungen", die der November gebracht hatte. Sie versicherten, daß die Entente beim Friedensschluß niemals von den 14 Punkten Wilsons abgehen und das in diesem Programm zugestandene Selbstbestimmungsrecht der Völker auch auf Deutschland anwenden werde. „Ich lasse mir den Glauben an Wilson nicht rauben", erklärte Erzberger in weinerlichem Tone und stellte die Befürchtungen des Außenministers Grafen Brockdorff-Rantzau als unerträglichen Pessimismus hin. Brockdorff-Rantzau war nämlich der einzige, der auf der Regierungsbank im Parlament davor warnte, den Versprechungen Wilsons zu trauen. Er verwies auf die bereits begonnene Verwirklichung der feindlichen Willkürpläne, auf die Besetzung des Maingaus durch die Franzosen, auf das Vordringen Polens, auf die Gefährdung Danzigs und auf die Handlungen der Tschechen. Aber seine Stimme verhallte ungehört; es waren Kassandrarufe, die man als lästig empfand.

Die Regierung war blind dafür, daß der Feind dem Deutschen Reich ohne Unterlaß in fortgesetzten Einfällen an den Grenzen blutige Wunden

schlug. Anstatt die Kraft des ganzen Volkes zusammenzufassen, erging sich Ebert in papierenen Protesten und rief das Gelächter der ganzen Welt hervor, als er die künftige Stellung des Reiches mit folgenden Worten kennzeichnete: „Vom Imperialismus zum Idealismus. Von der Weltmacht zur geistigen Größe!“

Als ob die Abwehr französischer Großmannssucht etwas mit „Imperialismus“ zu tun gehabt hätte! Denn der Begriff des Imperialismus enthält das Streben einer staatlichen Macht, andere Völker zu unterwerfen und diese sich wirtschaftlich dienstbar zu machen. Eine Tendenz, die besonders typisch für die Außenpolitik des liberalen Zeitalters ist. Ihr, deren Höhepunkt die Siegerstaaten in Versailles erreichten, die Ohnmacht Deutschlands als „Idealismus“ entgegenzustellen, war ein perfider Hohn auf das deutsche Nationalgefühl. Richtiger hätte das Wortspiel Eberts heißen müssen: „Vom kraftvollen Siegeswillen zur marxistischen Selbstentmannung.“

Durch den Marxismus wurde das Reich zum Trümmerhaufen, auf dem der Jude Preuß das Machwerk der Weimarer Verfassung schuf und in ihr die Herrschaft der Parteien und des Judentums verankerte. Die innere Lockerung des in Freistaaten eingeteilten Reiches führte zu einem immer selbstherrlicheren Auftreten der Länderregierungen. In jener trüben Zeit hätten diese den oft versuchten Austritt aus dem Verband des Reiches sicherlich vollzogen, wären die Bande des Blutes im Volke nicht stärker gewesen als die papierene Bindung des Juden Preuß. Nach der Verfassung waren die Länder im Reichsrat vertreten, der mit dem auf vier Jahre gewählten Reichstag die Gesetzgebung ausübte. Der Reichspräsident als völkerrechtlicher Vertreter des Reiches und Oberbefehlshaber der Wehrmacht war auf die Dauer von sieben Jahren unmittelbar vom Volk zu wählen. Gegen diese Bestimmung aber verstieß man schon in den Anfängen des Zwischenreiches, als Ebert von der Nationalversammlung und nicht vom Volke zum Reichsoberhaupt gewählt wurde. Man wußte sehr wohl, daß er diese Stellung bei einer Befragung des Volkes nicht behalten hätte und schreckte deshalb vor einem Verfassungsbruch nicht zurück, um ihn als Treuhänder des jüdisch-marxistischen Ideengutes auf dem höchsten Posten des Reiches zu halten. Verstießen so die Urheber der Weimarer Verfassung schon gegen das eigene Machwerk – wie sollten sich dann jene verhalten, die zu dem parlamentarischen Phrasengeklingel in schärfster Opposition standen. Zu unterscheiden ist hierbei zwischen der Opposition des Wortes und einer solchen der Tat. Die Opposition des Wortes wurde, mehr oder minder lendenlahm, ausgeübt von den Parteien der Rechten, den Deutschnationalen und der schwerkapitalistischen Deutschen Volkspartei. Die Opposition der Tat aber lag bei dem Freikorpssoldaten. Denn er allein war es, der den durch die Machenschaften der „Weimarer“ drohenden Verfall des Reiches aus der Kraft seiner Rasse heraus aufhielt. Doch war es in Anbetracht der marxistischen Wühlarbeit, die das Reich an den Abgrund brachte, eine Riesenlüge, als man die Weimarer Verfassung mit den Worten verkündete: „Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen und beseelt von dem Willen, sein Reich in Freiheit und Gerechtigkeit zu erneuern und zu festigen ...“ – Einigkeit und Freiheit? Das Gegenteil war der Fall! Denn auch die Freiheit stand unter dem Knechteszeichen von Versailles.



Wir werden auf die näheren Zusammenhänge dieser fürchterlichen Knebelung, mit der die Siegerstaaten des Weltkrieges das deutsche Volk zu verderben suchten, später eingehen. Jetzt sei lediglich hervorgehoben, was das Schicksal des einzigen Garanten für eine spätere Einigung und Befreiung des Volkes, das Schicksal des freiwilligen Soldaten Deutschlands am stärksten beeinflußte.

Während der Wonnemond des Jahres 1919 den Zauber seiner Blütenpracht über die Lande ergoß, während die Natur jubilierte und die Abgeordneten der Nationalversammlung nach schönen Reden sich an der malerischen Buntheit Thüringens ergötzten, schrie von Versailles her Clemenceau, der französische Ministerpräsident und Vorsitzende der Friedenskonferenz, seinen Haßgesang in die Welt, der sich wie Rauhreif über das Frühlingssehnen des deutschen Volkes legte und die Gemüter verdüsterte. Erschreckt hielt sogar der Soldat, noch ringend an den Fronten der Nachkriegszeit, den Atem an: Was sollte geschehen?

Deutschland sollte anerkennen, daß es die Alleinschuld am Kriege trage. Die Auslieferung seiner großen Heerführer, der U-Boot-Kommandanten, einer Anzahl ehemaliger Minister und des Kaisers wurde gefordert, zur Aburteilung vor den Kriegsgerichten der Entente. Das deutsche Heer sollte bis zum 1. April 1920 auf hunderttausend Mann herabgesetzt werden. Im übrigen aber war die Ausplünderung des Reiches in einer Weise vorgesehen, die an Gewissenlosigkeit ihr Beispiel in der Geschichte sucht.

Diesem brutalen Vernichtungsdrang widersetzte sich vor allem die Armee. Gestützt auf die Freikorps, wendete sich General von Lüttwitz, der als einer der ersten Freikorpsführer die Grundlagen zur Reichswehr geschaffen hatte, an den sozialdemokratischen Reichswehrminister Noske. In dienstlicher Haltung, hager, doch mit einem bösen Funkeln in den Augen, stand der General vor dem Zivilisten und erklärte: „Die Armee erwartet die strikte Ablehnung dieser Friedensbedingungen!"

Noske, größer, massiger als der General, sah über ihn hinweg und putzte verlegen an seiner Brille. „Die Bedingungen", meinte er unsicher, „sind zwar hart, aber sehen Sie, wenn wir unterschreiben, dann wird das Ausland Geld in unsere Unternehmungen stecken, und bald sind wir wieder ein glückliches Volk."

„Ohne Ehre, Herr Minister?"

„Geld ist besser, Herr General."

Dieses Gespräch wirft ein grelles Schlaglicht auf die seelische Verfassung der damals Regierenden. Man baute auf die internationale Solidarität des Kapitals, unbekümmert darum, daß Deutschland dadurch zum Zins- und Lohnsklaven geldgieriger Fronvögte werden mußte.

Indes traten Ende Juni 1919 zwei Ereignisse ein, die den in Weimar bereits auf den Nullpunkt unbedingter Friedensannahme gefallenen Stimmungsbarometer wieder steigen ließen. Admiral von Reutter versenkte in Scapa Flow die zur Ablieferung an England bereitliegende deutsche Flotte. Und in Berlin verbrannten deutsche Studenten und Freikorpssoldaten vor dem Denkmal Friedrichs des Großen französische Fahnen, die während des Krieges erbeutet waren und nun wieder zurückgegeben werden sollten. Vor allem aber wirkte bei der Regierung eine verschärfte Kampfansage des Generals von Lüttwitz. Er erklärte, daß die Armee sich zu Gewalttaten hinreißen lassen würde, falls man die Schmachparagraphen unterzeichne. Es schien darauf, als wollte die Regierung jetzt wenigstens passiven Widerstand leisten und die Annahme des Versailler Diktats verweigern.

Aber da schaltete sich General Groener ein, der böse Geist der alten Armee und Eidesverhöhner von Spaa. Aus Kolberg, wo der Nachfolger Ludendorffs die einst so bedeutende Oberste Heeresleitung zum Schattendasein einer Verbindungsstelle hinabsinken ließ, sprach er telephonisch mit Ebert. Er verbürgte sich dafür, daß die Armee alles ruhig hinnehmen werde, wenn Herr Noske sie weiter betreuen und die Annahme des Schandvertrages als die einzige Möglichkeit zur Rettung des Vaterlandes hinstellen würde.

Dadurch erhielt der jesuitische Ränkeschmied Erzberger, der stets zur Unterzeichnung geraten hatte, endgültig die Oberhand in der Nationalversammlung. Um ihn, den Maulwurf am Lebensfundament des deutschen Volkes, sammelten sich nun die Jämmerlinge des Zentrums, der Demokraten und der Sozialdemokratie und krönten im Triumph der Feigheit ein Werk der Schwäche: sie stimmten für diesen „Frieden"!

Eine Welle nationaler Empörung ging durch das Land. Sie ebbte ab. Doch in der Armee gärte es weiter. Generalfeldmarschall von Hindenburg hatte seinen Abschied genommen, und auch Groener verschwand eine Zeitlang. Die Reste des alten Heeres wurden aufgelöst. Aus Freikorps und Grenzschutzregimentern wurde die neue Reichswehr gebildet, und Chef der Heeresleitung wurde General Reinhardt, nicht zu verwechseln mit Oberst Reinhard, dem Befreier Berlins vom roten Terror. Chef des Truppenamts im Reichswehrministerium war General von Seeckt. Die Reichswehr selbst wurde in zwei Gruppenkommandos eingeteilt. Gruppenkommando I mit den Gebieten rechts der Elbe, den beiden Sachsen, Braunschweig, Thüringen und Hannover unterstand dem General von Lüttwitz in Berlin. Gruppenkommando II mit dem Westen und Süden des Reiches befehligte General von Schoeler, vorübergehend in Osnabrück.

Das Zusammenarbeiten dieser Dienststellen gestaltete sich schwierig; zu verschieden waren die

Geistesrichtungen. General Reinhardt bekannte sich offen zu den Marxisten, ebenso wie der Stabschef Noskes, Major von Gilsa. General von Seeckt blieb dagegen im Hintergrunde, verschwiegen und undurchsichtig, von den einen als Hoffnung der Monarchie bezeichnet, von den anderen als Stütze der Republik gefeiert. Da auch General von Schoeler keinen festen politischen Standpunkt einzunehmen vermochte, so stand von der aktiven höheren Generalität nur General von Lüttwitz in offener Feindschaft zu den Volksverrätern von Versailles. Zu seiner Gefolgschaft aber gehörte ein großer Teil der Männer in Reih und Glied der Freikorps.

Schon im Juli 1919 revoltierte, zurückgekehrt aus den Münchener Kämpfen, die Garde-Kavallerie-Schützen-Division gegen das leichtfertig hingenommene Joch der Sieger und machte Demonstrationsmärsche durch Berlin. Ihr verdienstvoller Generalstabschef, Hauptmann Pabst, wurde deshalb verabschiedet. Er beteiligte sich darauf an der Gründung einer „Nationalen Vereinigung", die in enger Verbindung mit Lüttwitz stand und in der neben guten Patrioten, die leider keine politischen Köpfe waren, Männer eine Rolle spielten, die alles andere erwerben konnten, nur nicht das Vertrauen der Nation.

Da war vor allem der galizisch-englische Jude Trebitsch-Lincoln, einer der größten politischen Abenteurer seiner Zeit, der immer dort auftauchte, wo der chaotische Wirbel politischer Ereignisse zum Fischzug im Trüben einlud, und von dem man nie wußte, aus welch dunklen Quellen er seine Direktiven bezog. Auch der Journalist Schnitzler, der sich besonders an Kapp heranmachte, war Mitglied der Nationalen Vereinigung.

Geheimrat Wolfgang Kapp war als Direktor der ostpreußischen Generallandschaft zu Königsberg in der Öffentlichkeit dadurch bekannt geworden, daß er aus diesem Beleihungsinstitut ein Musterbeispiel für gleichartige Organisationen in anderen Provinzen geschaffen hatte. Politisch galt er als „zweiter Bismarck", obwohl er dem Eisernen Kanzler bestenfalls an körperlichem Format gleichkam, und weil er wie dieser einen breitkrempigen Schlapphut trug.

Es war bedauerlich, daß im Kreise um Kapp, zu dem auch Oberfinanzrat Bang gehörte, Männer wie Ludendorff und dessen bester Gehilfe aus der Kriegszeit, Oberst Bauer, zu finden waren. Von den edelsten Absichten erfüllt, merkten sie nicht, daß sie von einem so gerissenen Drahtzieher wie Trebitsch-Lincoln für eines der intrigenreichsten Schauspiele der Nachkriegszeit benutzt werden sollten.

Die berechtigte Erbitterung der Truppen, die im Herbst 1919 aus dem Osten, aus Schlesien und dem Baltikum kamen, steigerte sich immer mehr. Die Regierung provozierte sie förmlich. Ließ sie in schlechten Quartieren, besoldete sie mit einem Hungerlohn und dankte ihnen für alle Großtaten im Kampf mit einer unaufhörlichen Beschimpfung durch die jüdische Presse. Hinzu kam, daß die Regierung die Auslieferung der Heerführer und U-Boot-Kommandanten an die Entente zwar verweigerte, diese jedoch als „Kriegsverbrecher" vor deutsche Gerichte zu zerren wagte. Selbst Hindenburg und Ludendorff mußten am 14. November 1919 vor einem Untersuchungsausschuß erscheinen. Sie wurden dabei umjubelt von den Besten des Volkes, und Oberst Reinhard, der Retter Berlins, stellte den Heerführern eine Ehrenkompanie. Er wurde deshalb von den Novemberleuten entlassen.

Zu Beginn des Jahres 1920 züngelte auch die rote Flamme wieder aus dem Asphalt der Reichshauptstadt. Am 13. Januar 1920 versuchten bolschewistische Massen den Reichstag zu stürmen, wurden daran aber durch das mutige Eingreifen des Oberleutnants von Kessel und der Sicherheitspolizei gehindert.

Die Atmosphäre des Aufruhrs jedoch verdichtete sich von Tag zu Tag. In den Betrieben hetzte die Kommune zum Streik, der hier und da aufflackerte und zum Generalstreik auszuarten drohte. Um trotzdem die Versorgung der Bevölkerung mit Wasser und Licht sicherzustellen, hatte Lüttwitz eine „Technische Nothilfe" eingerichtet, bestehend aus Studenten und Arbeitswilligen aller Kreise. Was aber sollte geschehen, wenn diese Männer von der Kommune an der Ausübung ihrer Tätigkeit gehindert wurden?

Die zu ihrem Schutz erforderlichen Truppen sollten erheblich vermindert werden. Die Regierung befahl die Auflösung der besten und national zuverlässigsten Freikorps. Betroffen davon wurde in erster Linie die Marinebrigade des Kapitäns Ehrhardt, die in Döberitz lag und durch eine

Reihe größerer, aus dem Baltikum zurückgekehrter Verbände auf sechstausend Mann angewachsen war. Ihrer Auflösung, die von der Regierung mit dem Hinweis auf das Versailler Diktat begründet wurde, widersprach General von Lüttwitz. Sie sei, so sagte er mit Recht, ebenso zu umgehen wie die Auslieferung der sogenannten Kriegsverbrecher. Indes erschienen Noske, Ebert und Erzberger gerade diese Truppen weit bedrohlicher als die Brüder von links. Verband sie mit letzteren der Marxismus, so trennte sie von ersteren eine Welt: das persönliche und nationale Ehrgefühl.

Das zeigte sich damals besonders in dem politischen Sensationsprozeß zwischen Helfferich und Erzberger. Der einstige Staatsminister im kaiserlichen Deutschland, Dr. Helfferich, wies dem Zentrumsabgeordneten, Novemberminister und Intriganten, Matthias Erzberger, vor Gericht nach, daß Erzberger als Aufsichtsratsmitglied eines Industriekonzerns und gleichzeitiger Minister eine Politik getrieben habe, die ihm pekuniäre Vorteile gebracht, seinem Lande aber unermeßlichen Schaden zugefügt habe. In dem Urteil eines Berliner Gerichts vom 12. März 1920 heißt es: „Der Wahrheitsbeweis ist dafür erbracht, daß Erzberger sich bewußt der Unehrenhaftigkeit, der Unanständigkeit, der politischen Tätigkeit mit der Vermischung eigener Geldinteressen zum Nachteil Deutschlands schuldig gemacht hat."

Und mit diesem Menschen teilte Noske, teilte der später gleichfalls als Landesverräter entlarvte Ebert die Ministerbank! Eine solche Regierung mußte verschwinden!

An sie trat deshalb auf Veranlassung Kapps General von Lüttwitz mit der Aufforderung heran, gemäß der Verfassung die Nationalversammlung aufzulösen, Neuwahlen zum Reichstag auszuschreiben und den Reichspräsidenten durch das Volk wählen zu lassen.

Ebert lehnte ab. Inzwischen waren Noske durch General von Seeckt Gerüchte hinterbracht worden, nach denen sich Lüttwitz, Kapp und Hauptmann Pabst, gestützt auf Freikorps, zu einer Militärverschwörung vereint hätten. Noske beantwortete daher die Aufforderung des Generals von Lüttwitz mit dessen Absetzung.

Da Kapp behauptete, daß er die für einen Umsturz notwendigen Vorbereitungen getroffen habe, war für Lüttwitz nun die Stunde des Handelns gekommen. Am Morgen des 12. März 1920 erteilte er der Brigade Ehrhardt den Befehl zum Marsch auf Berlin.

Durch wen Noske hiervon Kenntnis erhielt, ist mit Bestimmtheit nicht zu sagen. Im Laufe des Tages entsandte er den Chef der Marineleitung, Admiral von Trotha, nach Döberitz. Trotha kehrte mit der Meldung zurück, daß im Lager alles ruhig sei und Ehrhardt an irgendwelche Unternehmungen offenbar nicht denke.

Am späten Abend jedoch setzte sich die Brigade in Marsch. Auf Ersuchen Noskes stürzten sich darauf General von Oven, der zum Nachfolger von Lüttwitz bestimmt war, und General von Oldershausen, der bisherige Stabschef des Generals von Lüttwitz, in ein Auto und fuhren zu Ehrhardt. Sie drohten ihm mit einer Mobilisierung der in Berlin liegenden Reichswehr und fragten, ob der Kapitän auf Kameraden schießen lassen wolle, mit denen die Angehörigen der Brigade Schulter an Schulter einer Welt von Feinden getrotzt haben. Zunächst fruchtete diese Vorstellung nichts. Als Oven und Oldershausen aber beim Einmarsch der Truppen in Berlin am Morgen des 13. März 1920 Ehrhardt ein zweites Mal aufsuchten, ließ er sich auf Verhandlungen ein und sagte folgendes zu: Die Brigade werde bis 7 Uhr nicht über die Siegesallee hinaus vorrücken, wenn die Novemberminister sich zur Annahme der Forderungen des Generals von Lüttwitz, Reichstagswahlen auszuschreiben und dann eine neue Regierung zu bilden, verpflichteten.

Ehrhardt wollte damit das Äußerste tun, um einen Kampf gegen deutsche Soldaten zu vermeiden. Er konnte nicht wissen, daß die wiederholte Drohung, Reichswehr gegen ihn aufzubieten, ein Bluff war, durch welchen sich die Novembergewalten Zeit verschaffen wollten, um sich aus dem Staube zu machen.

Mitten in der Nacht hatte nämlich eine Sitzung stattgefunden, in der Noske und der Chef der Heeresleitung, General Reinhardt, für einen energischen Widerstand eintraten. General von Seeckt warnte. Nicht etwa aus Sympathie für Marinebrigade und Baltikumtruppen, sondern lediglich, weil er deren Überlegenheit fürchtete und annahm, daß Reichswehr und Polizei für die Nationalrebellen Partei ergreifen würden.

Die Stimme Seeckts gab den Ausschlag. Die hastig zusammengetrommelte Regierung ging auf das Ultimatum Ehrhardts nicht ein und entschloß sich zur Flucht über Dresden nach Stuttgart, um von dort aus Gegenmaßnahmen zu treffen.

Nur der jüdische Vizekanzler Schiffer blieb in der Reichskanzlei zurück. Als ihm die Gefahren, denen er sich aussetzte, vorgestellt wurden, meinte er treuherzig: „Man wird doch noch verhandeln dürfen?" Wahrscheinlich baute er auf den Schutz seines Rassegenossen Trebitsch-Lincoln. In welchem Lager die Juden zur Zeit auch standen oder zu stehen vorgaben – es mußte sie die Tatsache einen, daß aus dem Soldaten der Front ein Soldat der Politik zu werden begann, der betont einen völkischen Charakter zur Schau trug.

Weiß leuchten Hakenkreuze von den Stahlhelmen im Berliner Tiergarten, zum erstenmal weltanschauliches Symbol der Unentwegten im grauen Ehrenkleid des Krieges, das den Hauch noch trägt von Grabenerde und Trichterlehm der Fronten in Ost und West. Germaniens Söhne im Zeichen der Urväter, das ihnen, wie einst den Ahnen, aus der Mystik des Blutes geborener Willensausdruck ist, zum Widerstand gegen die fahle Blässe internationaler Theorien, zum Widerstand gegen ein Sklavenjoch, das die profitgierigen Träger dieser Gedankenwelt mit Willkür auf ein ganzes Volk geladen haben. Das Hakenkreuz blinkt auf im rosigen Dämmerschein durch Dunst und Nebel jenes Märzmorgens, da ein Heerbann in das schlafende Berlin einzieht. Kavallerie trappelt vorbei, lange Kolonnen stampfen einher, Batterien rollen, Feldküchen dampfen, und an der Spitze des Zuges weht die Kriegsflagge des alten Reiches im Wind.

Schlag 5 Uhr ist die Siegesallee erreicht worden. Nun warten die Truppen und wissen nicht worauf. Wissen nicht, daß in den Stunden bis 7 Uhr die Regierung durch die Schuld einiger Generale Zeit erhält, sich in Sicherheit zu bringen. Wissen nur, daß sie dieses Novembersystem fanatisch hassen, weil seine Vertreter aus der Schau des reinen Materialismus heraus nichts anderes sind als Diener ihres persönlichen Interesses und nicht des Staates. Deshalb haben die Soldaten immer das Wort im Munde geführt: „Wir kennen die Absichten der Regierung nicht, aber wir mißbilligen sie!"

Diesmal allerdings wäre es besser gewesen, der Soldat mit dem Hakenkreuz hätte die Fluchtabsichten der Ebertleute gekannt – sie wären nicht davongekommen und hätten sich den Wünschen Lüttwitz' fügen müssen. So aber konnte dieses Unternehmen, das politisch schon in der Anlage recht unglücklich war, wenig Aussicht auf Erfolg haben.

Indessen, Berlin erwacht. Die Hauptstadt, seit Jahren fast ein Schauplatz wilder Schießereien, blutiger Kämpfe neben dem orgiastischen Taumel trunkenen Volkes in den Lokalen, ein Tummelplatz lichtscheuen Gesindels und verlotterter Gestalten in Uniform, diese Stadt, einem Vulkane gleich, auf dem der Tod das Tanzbein schwingt, sie erlebt nun etwas Ungewohntes, halb Vergessenes: den geordneten Einmarsch feldmarschmäßiger Truppen durch das Brandenburger Tor. Die Märsche Preußens klingen auf im dröhnenden Rhythmus der Trommeln. Und doch ist es anders als vor 1914 und anders auch als im Jahre 1919 der Einmarsch Noskes. In diesen sonnenbraunen Gesichtern der Männer unterm Hakenkreuz liegt ein steinerner Ernst, der harte Wille, sich durchzukämpfen an ein fernes Ziel, liegt der Ausdruck eines Charakterzuges, der bedingt ist von einer glühenden Liebe zum deutschen Volk.

Und da steht nun Kapp im Frühlingsahnen des Tiergartens, nimmt den Vorbeimarsch ab, er, der in letzter Stunde noch jede Gewaltsamkeit gegen die Verfechter des Novembersystems untersagt hat. Kapp, von dem man erst jetzt erfährt, daß er sich zu der demokratischen Ideologie von 1848 bekennt. Und neben ihm Lüttwitz, preußischer, doch ohne rechten Sinn für den Begriff „Volk" und darum reaktionär, zutiefst ebenfalls ein Kind seiner liberalen Zeit.

Kampflos beziehen sie die Ministersessel: Kapp als Reichskanzler, Lüttwitz als Reichswehrminister, der ehemalige kaiserliche Polizeipräsident von Jagow als Reichsinnenminister und der Abgeordnete Freiherr von Wangenheim als Reichsernährungsminister.

Die Reichskanzlei betritt Kapp mit den Worten: „Wo ist Schnitzler? Ohne Schnitzler kann ich nicht regieren!" Statt seiner kommt Vizekanzler Schiffer. „Herr Generallandschafts-

direktor Kapp", sagt er, „ich warne Sie vor den strafrechtlichen Folgen Ihres Schrittes."

Kapp: „Ich weiß allein, was ich tue." – Unbehelligt tritt Herr Schiffer ab durch eine Nebentür. Zur anderen hinein, wie auf der Bühne, hastet bald darauf Schnitzler und flüstert mit Kapp. Der Geheimrat zückt ein Schriftstück, sein „Manifest", wie er sagt, das er mit der Einleitung versehen hat: „Eine Regierung der Tat ist gebildet worden ..." Und dann ist die erste, wahrhaft unselige Tat des neuen Kanzlers das Verbot sämtlicher Zeitungen. Damit beraubt er sich des Sprachrohrs zum Volk, und es ist sein Geheimnis geblieben, wie er ohne die Presse das „Manifest" schnell verbreiten wollte.

Nicht auf ihn, lediglich auf die kameradschaftliche Verbundenheit mit den Männern des Hakenkreuzes ist es zurückzuführen, daß auf ihre Seite sich nun auch Reichswehr und Polizei in Berlin stellen. Die Parteien der Rechten dagegen, Deutschnationale und Volkspartei, halten sich ängstlich zurück. So oft sie auch gegen Verrat und Verbrechen der Novembermänner gewettert haben – jetzt, da diese vor dem ersten Anhauch nationalen Geistes geflohen sind, selbst jetzt lassen sie sich nur zu vorsichtigen Sympathieerklärungen herbei. Der kraftvolle Griff an das Ruder des Staates, er liegt ihnen nicht, den Helden des Wortes; zu tief stecken auch sie schon im Sumpf des verfallenden Liberalismus, und zu groß ist die Angst vor dem Verlust der Pfründe und des Kontos auf der Bank. Deshalb gelingt es nicht, das neue Ministerium zu vervollständigen.

Statt dessen bekennt sich ein Sozialdemokrat zu Kapp, mehr noch zum Hakenkreuz: August Winnig, der Oberpräsident von Ostpreußen, der sich allerdings schon immer beträchtlich von seinen Parteifreunden unterschieden hat. Auch die Nachrichten aus den anderen Provinzen lauten teilweise nicht ungünstig. Aus Dresden fragt sogar die Polizei in der Reichskanzlei an, ob man die soeben eingetroffene Ebertregierung nicht „der Ordnung halber" in Schutzhaft nehmen solle. „Um Gottes willen", ruft Kapp aus, „ich will den ersten Stein nicht auf sie werfen!" – Wer denn sonst?

Aber die Gegner erheben den Stein und schleudern ihn – auf das deutsche Volk. Es ist die Parole zum Generalstreik: „Legt die Arbeit nieder, streikt ... Kämpft mit jedem Mittel ... Proletarier, vereinigt euch!" Wahr und wahrhaftig: so lautet die Aufforderung Eberts. So spricht er zu der unterdes in Stuttgart zusammengetretenen Nationalversammlung, so reißt ein marxistischer Reichspräsident die Klassengegensätze tiefer, Ebert, der, kaum ein Jahr ist es her, in seiner Osterbotschaft vor Selbstzerfleischung und Abgrund gewarnt, zu Überwindung und Arbeit gemahnt hat. Und nun, da er selbst das Reich an den Abgrund geführt, da der Soldat, dem Ebert bisher die Existenz seines Regimes verdankt hat, in dem Willen zur Rettung des Landes aufsteht, nun kennt derselbe Ebert nur noch eine Sorge: die Rückeroberung der Futterkrippe für sich und seine jüdischen Hintermänner mit Hilfe des Klassenkampfes; mag das Volk darüber zugrunde gehen. Für einen Klüngel verbrecherischer Naturen vom Schlage Erzbergers soll es arbeiten, aber nicht für die Gemeinschaft, die Nation! So handelt Ebert.

Am 14. März ist in Berlin das öffentliche Leben erstorben. Kein Zug fährt, die Bahnhöfe sind verödet, es gibt weder Licht noch Gas, noch Wasser. Eine Totenstarre liegt über der Stadt. Und Kapp ist ratlos. Ein zielbewußtes Durchhalten kommt ihm gar nicht in den Sinn. Da ist es ihm fast wie eine Erlösung, als General Maerker am Abend aus Dresden kommt und im Auftrage Eberts zu verhandeln beginnt. Der Geheimrat zeigt sich zum Rücktritt bereit; nur stellt er seine Bedingungen: unter anderem Personalunion zwischen Reichskanzler und Preußischem Ministerpräsidenten und die Schaffung einer berufsständischen Kammer.

Wie zukunftsweisend auch die Forderung – es ist dies ein Nachgeben, zu dem besonders Schnitzler geraten hat, auf dessen Veranlassung zwei Tage später der jüdische Vizekanzler Schiffer die Besprechungen fortsetzt. Die Zusammenrottungen riesiger Menschenmassen in den Straßen Berlins wirft Schiffer in die Waagschale der Verhandlungen, dieser Jude, der, wo er nur konnte, die Feuer des Aufruhrs geschürt hat.

Überall in der Stadt hetzen seine Rassegenossen das Volk auf, predigen den Bolschewismus und schreien: „Nieder mit dem Hakenkreuz!" Ein Gezeter, das selbst auf einige Truppenkommandeure der damaligen Reichswehr nicht ohne Wirkung bleibt. Sie, die sich von Ebert im Grunde nie getrennt haben, sie – nicht etwa die

Soldaten — kündigen im Bangen um ihre Stellungen Kapp die Gefolgschaft auf. — Das wirft ihn um, den Geheimrat. Er bittet nur um Amnestie für seine Helfer, nicht für sich. Er dankt ab mit der Erklärung, daß er allein die Verantwortung an dem Putsch trage. Denn mag er ein politisch unfähiger Schwächling sein, selbstsüchtig oder unehrenhaft ist er nie gewesen. Das unterscheidet Kapp grundsätzlich von den Ebertleuten, von Schiffer, der ihn belächelt, als der Geheimrat, eine Riesenreisetasche in der Hand, beim Verlassen der Reichskanzlei ausruft: „Und ich habe an die wahre Demokratie geglaubt!"

Nur Lüttwitz bleibt noch und erreicht die Zusage der Ebertregierung, daß wenigstens ein neuer Reichstag gewählt werden solle. Im Anschluß kommt es zu einer häßlichen Szene, in deren Verlauf sich die Generale von Seeckt, von Oven, von Oldershausen und Oberst Heye offen zu Ebert bekennen. Nun geht auch Lüttwitz, und die Brigade Ehrhardt rückt ab. Sie zieht durch das Brandenburger Tor, beschimpft von kommunistischem Pöbel und bespien von jüdischem Gesindel. Da fallen Schüsse am Pariser Platz ...

Allenthalben brachen jetzt Aufstände aus. Bewaffnete Horden trieben ihr Unwesen im Reich, erschossen Passanten auf den Straßen Berlins und belagerten Gebäude, in denen sich aus den Kapptagen noch Truppen befanden.

Namentlich vor dem alten Rathaus in Schöneberg hatte sich der Mob angesammelt. Dort war eine Halbkompanie von Offizieren untergebracht, die bisher den Patrouillendienst in den dunklen Straßenzügen dieses Stadtviertels versehen hatte. Den Offizieren wurde von der zurückgekehrten Ebertregierung befohlen, die Waffen abzugeben. Weil die marxistischen Funktionäre ihnen freien Abzug zusicherten, so kamen sie diesem Befehl nach und bestiegen völlig waffenlos vor dem Rathaus zwei bereitgestellte Lastautos, die sie nach Beendigung ihrer Aufgabe zur Kaserne bringen sollten. Kaum waren die Wagen angefahren, als sie von der dichtgedrängten Menge johlend an der Weiterfahrt gehindert und mit Flaschen, Steinen und Eisenstücken bombardiert wurden. Sie versuchten weiterzufahren. Da stürzte sich die verhetzte Masse auf die wehrlosen Offiziere, zerrte sie in einem wüsten Handgemenge von den Wagen, zertrampelte neun der Unglücklichen und riß sie buchstäblich in Fetzen.

Ein grausiger Vorfall, der auf dem Flugplatz Adlershof eine furchtbare Nachahmung fand. Studenten, Kriegsfreiwillige und jüngere Offiziere hielten dort die Wacht. Unerwartet wurden sie plötzlich von ganzen Bataillonen schwerbewaffneter Spartakisten überfallen. Stundenlang setzten sie sich zur Wehr; stundenlang fand in Adlershof ein blutiges Gefecht statt, ohne daß sich in Berlin jemand darum kümmerte. So kam es, daß die Freiwilligen der roten Übermacht erlagen und schließlich mit Handgranaten niedergemacht wurden. Dreißig Tote, gräßlich verstümmelt, fand man tags darauf in einem Fliegerschuppen liegen.



Die Tragödien von Adlershof und Schöneberg waren der Auftakt zu den größten Unruhen der Nachkriegszeit im Reich. An Rhein und Ruhr besonders erhoben Kommune und Separatisten das Haupt, schoß die Saat ins Kraut, die mutwillig von den Hetzern zum Generalstreik, von den Machthabern des Weimarer Systems auf einen Boden gesät worden war, den sie seit Jahr und Tag vorbereitet hatten.

Der Aufstand brach aus, weil man die berechtigte Empörung des freiwilligen Soldaten Deutschlands zum Vorwand benutzte, ihn, den alleinigen Hüter des Reiches, verächtlich zu machen und als Verbrecher zu verfolgen.

Doch wohin er kam und wo er auch trotz Acht und Bann der damals Herrschenden immer wieder in die Bresche sprang, kämpfend für Bestand und Ehre seines Landes, es ging seither in ihm eine Läuterung vor. Er erkannte, daß es nicht die Männer des zweiten Reiches waren, die das Ziel ihm weisen konnten, weil sie groß geworden in einer Geisteswelt, die begründet lag in den Wesensformen des Liberalismus, und weil sie es deshalb nicht vermochten, den konsequentesten Vertretern dieser Weltanschauung eine neue, das Volk in Nationalismus und Sozialismus einende Idee entgegenzustellen. In dieser Erkenntnis, im Ringen um sich selbst und die Seele seines Volkes, suchte der Freikorps-Soldat darum fortan den Einen: den Führer!

Fragekasten

O. P., Kirchen (Sieg).

Die Entlohnung von Hilfsarbeitern richtet sich allein nach der Art der Tätigkeit. Versandarbeiter, oder wie sie tariftechnisch genannt werden, Packer, rechnen zu den Hilfsarbeitern. Die Dauer ihrer Tätigkeit ändert nichts daran, daß sie nach der Art ihrer Beschäftigung Hilfsarbeiter bleiben. Diese Dauer pflegt sich zumeist nur in einer fortschreitenden Steigerung des Lohnes entsprechend den Beschäftigungsjahren auszuwirken. Die Bezeichnung, daß der Packer „die volle Verantwortung trägt", entspringt einer Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse. Der Packer hat mit dem Fabrikationsbetrieb nichts zu tun. Die Verantwortung für die fabrikationstechnische Herstellung hat er nicht zu tragen. Seine Verantwortung beruht lediglich in der ordnungsmäßigen Ausführung der ihm obliegenden Packerarbeiten. Hierfür hat er seinen Namen anzugeben, damit bei Beanstandungen sofort innerbetrieblich eine Kontrollmöglichkeit gegeben ist. Gleichwohl bleibt der Arbeiter noch Packer, also Hilfsarbeiter, der nach dem für diese Gruppe festgelegten Lohn zu bezahlen ist.

E. S., Raddusch.

Eine schulmäßige Ausbildung zum Zellenwart, etwa durch Teilnahme an einem Kursus, gibt es nicht. Schulung erfolgt allein dadurch, daß sich der betreffende Zellenwart den durch das tägliche politische Leben gegebenen Pflichten gewissenhaft unterzieht und den Anordnungen des zuständigen politischen Leiters nachkommt. Beweist hierbei ein Amtswalter der PO. hervorragende politische Fähigkeiten, so kann er nach Namhaftmachung beim Gauschulungsleiter zu einem Kursus an einer Kreisschule oder Gauführerschule zugelassen werden. Die Teilnahme am Kursus verleiht aber kein Anrecht auf eine besondere Stellung in der PO.

W. Hering, Zwickau (Sa.).

a) Da der Ortsgruppenleiter der NSDAP. politischer Leiter seines Bereichs ist und ihm auch die Ortsgruppen-Betriebsabteilung – der Ortsgruppen-Betriebsobmann – untersteht, ferner aber der Zellenobmann den Anordnungen des Ortsgruppen-Betriebsobmannes Folge zu leisten hat, ergibt sich daraus ohne weiteres, daß die Zelle ihre Veranstaltungen ebenfalls der Diensteinteilung der Ortsgruppe anpassen muß.

Wenn die Ortsgruppe für die Blockwarte Dienst ansetzt, so müssen Sie als Blockwart dieser Anordnung Folge leisten und können nicht dafür verantwortlich gemacht werden, wenn Sie den von der Betriebszelle zu gleicher Zeit angesetzten Dienst dadurch versäumen.

b) Wegen des Verkaufs von Plaketten in einem Betriebe müßte sich der Ortsgruppenleiter mit dem Ortsgruppen-Betriebsobmann in Verbindung setzen, da anzunehmen ist, daß der Betriebszelle bereits durch ihre vorgesetzten Dienststellen der NSBO. gleichzeitig eine Anzahl Plaketten zum Vertrieb übergeben wurde.

H. B., Hattorf a. Harz.

Die Zugehörigkeit zur NSDAP. oder NSBO. entbindet Sie nicht von Ihrer Beitragspflicht gegenüber der Deutschen Arbeitsfront bzw. der Reichsbetriebsgemeinschaft „Holz".

L. Mü., Berlin.

1. Die AG. und die GmbH. sind als zusammengehörige Betriebe im Sinne des § 17 des Gesetzes zur Ordnung der nationalen Arbeit anzusehen. Das Hauptgewicht ist dabei auf die wirtschaftliche Gleichartigkeit zu legen.

2. Der Beirat nach § 17 muß sich aus je einem Mitglied jedes Vertrauensrates zusammensetzen.

Bücher zu unseren Aufsätzen:

Karl Buchholz:
„Nordisches Rasseschicksal im Altertum":

Alfred Rosenberg:
Der Mythus des 20. Jahrhunderts
Eher-Verlag, München. Preis 6,– RM.

L. F. Clauß:
Rasse und Seele
Verlag J. F. Lehmann, München. 176 Abb., geh. 5,50 RM., geb. 7,– RM.

Hans F. K. Günther:
Rassenkunde Europas
Verlag Lehmann, München. 342 Seiten, geh. 9,– RM., geb. 10,80 RM.

Hans F. K. Günther:
Platon als Hüter des Lebens
Verlag Lehmann, München. Geh. 2,15 RM., geb. 3,20 RM.

Hans F. K. Günther:
Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens
Verlag Lehmann, München. Mit 96 Abb. 6,– RM., geb. 7,50 RM.

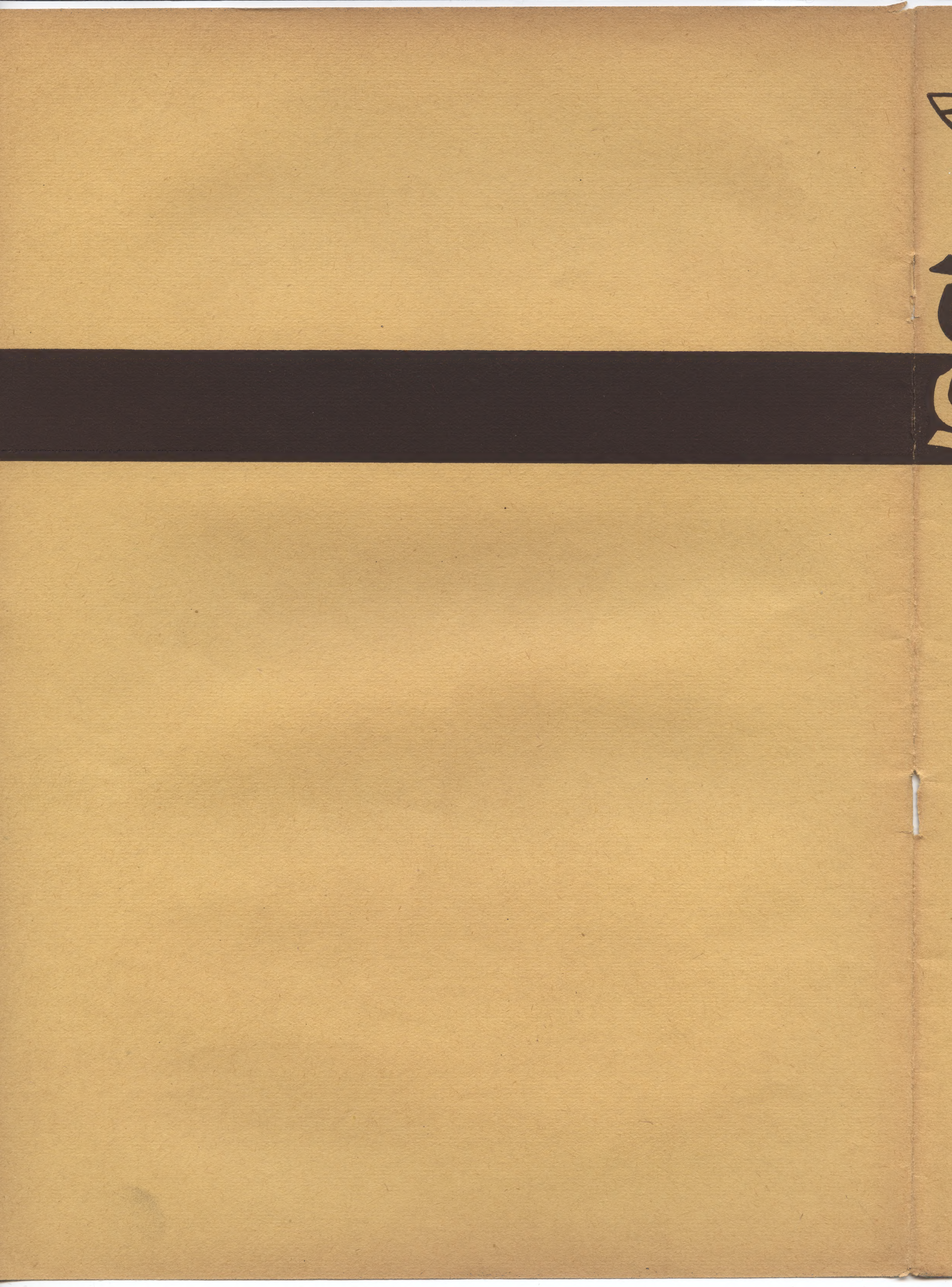
R. Walther Darré:
Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse
Verlag Lehmann, München. 480 S., geh. 8,– RM., geb. 10,– RM.

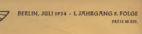
Hans zur Megede:
Hakenkreuz am Stahlhelm

Hans v. Kessel:
Handgranaten und rote Fahnen
Ein Tatsachenbericht aus dem Kampf gegen das rote Berlin 1918–1920.
Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1933. Geb. 4,80 RM.

Auflage der Julifolge: 700000

Herausgeber: Reichsschulungsleiter Otto Gohdes, MdR. Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Kurt Jeserich, beide in Berlin SW 19, Märkisches Ufer 34, Fernruf F 7 Jannowitz 6201. Verlag: Reichsschulungsamt der NSDAP. und der Deutschen Arbeitsfront, Berlin SW 19. Druck: Buchdruckwerkstätte GmbH., Berlin.





BERLIN, JULI 1934 · I. JAHRGANG 5. FOLGE
PREIS 10 RPF.

DER SCHULUNGSBRIEF



REICHSSCHULUNGSAMT DER NSDAP.
UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT